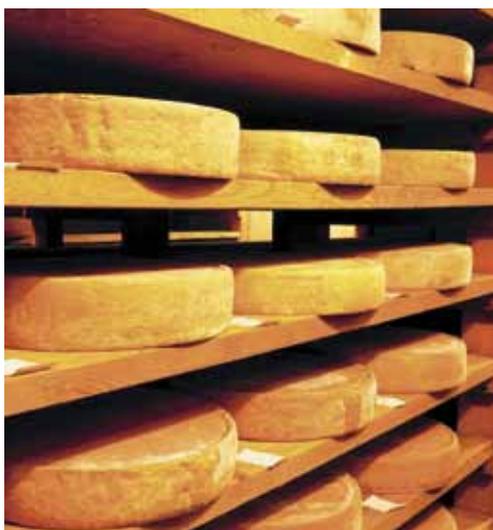
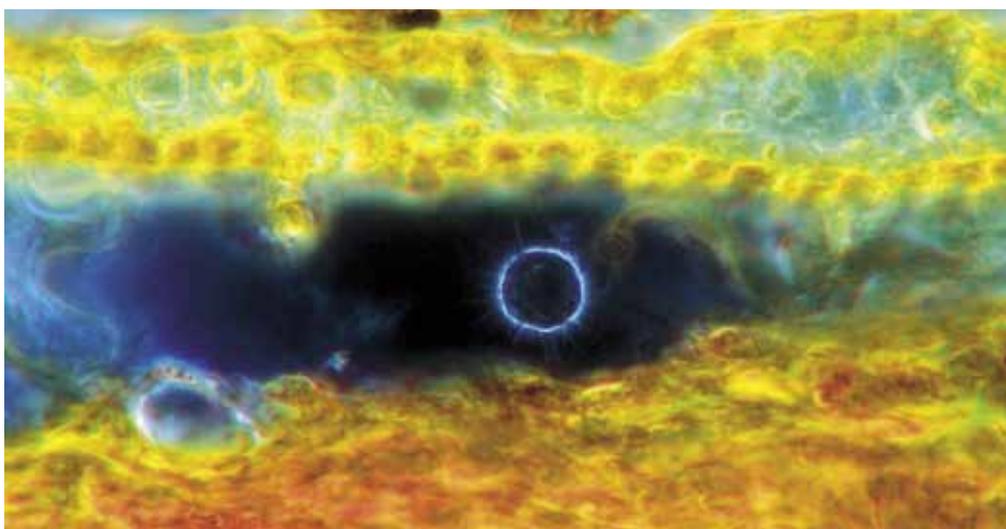


Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Danke für
alle Früchte!



Boden mit
Bodenleben



Fotos:
123rf (Vacherin)
Nikola Patzel (Roggen)
Otto Ehrmann (Boden)

Bericht vom Bio-Gipfel und Interview mit dem Bio Suisse-Präsidenten. Nikola Patzel. Seiten 3 und 5

Wie Sidlers trotz Wertekonflikten wirtschaften.
Nikola Patzel. Seite 7

Wachsen oder grösser werden? Hilfikers Hof.
Christian Gamp. Seite 10

Paradigmenwechsel. Jakob Weiss. Seite 12

Mit dem Land wirten. Ueli Tobler. Seite 13

Genossenschaften. Peter Moser. Seite 14

Landwirtschaft und Naturschutz. Marcel Liner. Seite 17

Der Rütihof von Familie Abt. Werner Scheidegger. Seite 18

Interna. Seite 20

Selbstversorgung und Vielfalt: Hospezi, Teil 2.
Markus Schär. Seite 22

Die Biodiversität des Bioforums. Markus Lanfranchi. Seite 27



Wir sind Teil davon!

Der eindrückliche Film von Thomas Alföldi und Benno Hungerbühler *Zwischen Zorn und Zärtlichkeit – die Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz* berührt und beschwingt uns. Er zeigt die bewegte Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz, zeigt Pioniere von früher und von heute und lässt viele Akteure und Akteurinnen zu Wort kommen. Es macht aber auch stolz zu sehen, dass man selbst Teil dieser Bewegung ist, sei es als Bauer oder Bäuerin, als Forscher, Verarbeiter, KonsumentIn, Bio Suisse MitarbeiterIn und, und, und... Grund genug, Ausschnitte aus dem Film am Biogipfel zu zeigen und darüber zu diskutieren!

Zurückblicken und mutig vorangehen

Eine Bewegung verlangt auch zwischendurch ein Innehalten und Hinterfragen der Entwicklung, ein Zurück- und Vorwärtsblicken. In dieser Nummer tun dies für uns unsere Beiräte Peter Moser und

Jakob Weiss. Zum internationalen **Jahr der Genossenschaften** geht Peter Moser der Frage nach, welche Rolle die Genossenschaften in der Schweiz gespielt haben, und stellt fest, dass sie für ProduzentInnen und KonsumentInnen auch in Zukunft eine besonders gut geeignete Form zur Gestaltung des Ernährungsbereichs sein können. Jakob Weiss ist dem Begriff Paradigmenwechsel, der heute in vieler Leute Mund ist, auf der Spur. So geht er der Bedeutung des Begriffs Paradigma nach und wird dann in der nächsten Nummer von K+P aufzeigen, was ein Paradigmenwechsel der Landwirtschaft uns bescheren könnte.

Nach etlichen Beiträgen im 2011 zum Thema Vertragslandwirtschaft und Urban Agriculture, in denen wir von vielen kleinen «Landwirtschaften» berichteten mit sehr engem Kontakt zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen, porträtieren wir in dieser Nummer drei für Schweizer Verhältnisse grosse Biohöfe mit ihrer Ver-

marktung, die über die Direktvermarktung hinausgeht. Die steigende Nachfrage nach Bioprodukten verlangt nach immer grösseren Mengen, die es sicherzustellen gilt. Und in einer je länger je mehr städtischen Schweiz müssen auch gute und nachhaltige Wege der Vermarktung gefunden werden für jene Menschen, die nicht direkt auf dem Hof einkaufen können.

Wenn die Interviewten im Gespräch offen über ihre Konflikte zwischen ihrem Bild einer Ideal-Biolandwirtschaft und heutigen Zwängen berichten, so ist dies nicht nur wertvoll für uns, sondern verdient auch unseren Dank für die Offenheit.

Aber auch das **Hinterfragen von Entwicklungen** ist wichtig in einer lebendigen Bewegung. Interessant doch zu beobachten, wie zwei völlig entgegengesetzte Entwicklungen heute stattfinden. Einerseits gibt es je länger je mehr Einkaufsmöglichkeiten, teilweise bis weit in die Nacht hinein. In vielen Ländern des Westens, so etwa in England, bleiben die Grossverteiler gar die ganze Nacht über geöffnet. Andererseits steigen parallel dazu der Verarbeitungsgrad und damit die Haltbarkeit der Nahrungsmittel stetig an. So kaufen wir heute Produkte ein, als ob wir demnächst mit Christoph Columbus auf eine mehrmonatige Schiffsreise in See stechen würden!

Die Frage der Verarbeitung und die Vermarktung unserer Biolebensmittel stellen heute die grossen Herausforderungen dar. In einer Zeit, da Bioprodukte zunehmend zu einer globalen Handelsware werden, wie jede andere x-beliebige Ware auch, greift das Schlagwort «Jede Hektare Bioanbau ist ein Segen für die Welt» zu kurz.

Zum Schluss noch etwas in eigener Sache: Auf Ende August bin ich als Geschäftsführerin zurückgetreten. Ich werde die vielen persönlichen Kontakte mit Ihnen – sei es per E-Mail oder am Telefon – vermissen. Ich habe diesen Austausch sehr geschätzt und danke Ihnen allen, die zum Telefonhörer gegriffen haben, wenn Sie etwas – sei es positiv oder negativ – besonders berührt hat. Vorläufig bleibe ich Ihnen als Vorstandsmitglied des Bioforums erhalten, als Mitglied der Redaktion von «Kultur und Politik» – und natürlich auch mit Ihnen verbunden im gemeinsamen Engagement für eine wirtschaftlich überlebensfähige ökologische und soziale Landwirtschaft!

Meiner Nachfolgerin Daniela Weber wünsche ich alles Gute und viel Freude und Erfolg in ihrer Arbeit.

Herzlich
Wendy Peter

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg.
Bankleitzahl 630 500 00, BIC-Code SOLADES1ULM

«Das Business zwischen Zorn und Zärtlichkeit»

Ein neuer Film zur Geschichte des Biolandbaus¹ lieferte das Motto des diesjährigen Biogipfels im Zofinger Rathaus. Filmausschnitte wurden gezeigt, fünf Personen bildeten das Podium. Bio-Urgestein Ernst Frischknecht stellte die Fragen. Es war eine Art Familientreffen der Bio-Szene mit konservativen Werten.

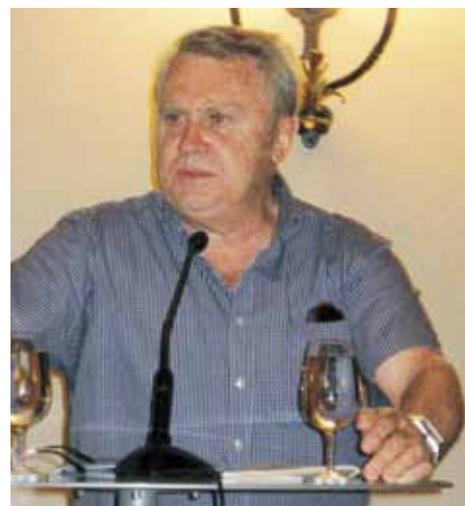


Bild links: Manuela Lerch, Maria Jakob, Lorenz Kunz und Stefan Kausch. Bild rechts: Emanuel Mahler. Fotos: Nikola Patzel und Werner Scheidegger

Nikola Patzel. In seiner kurzen Eröffnungsrede zum Biogipfel sagte Bioforum-Präsident Markus Lanfranchi, der Biolandbau sei für ihn ein Lebensentwurf, der Heimat biete. Dies sehe er als die richtige Alternative zum Krieg gegen die Natur, wie ihn die industrielle Landwirtschaft führe. Aber nun sehe er den Biolandbau in Gefahr, selber zu einem Geschäftsmodell zu werden, das der Industrialisierung erliegt.

Konservativer Widerstand mit Bio-Idealen?

Derart eingestimmt forderte der Podiumsteilnehmer Emanuel Mahler eine «Front gegen die Konventionalisierung». «Bräuchten wir also einen neuen Dr. Müller²?», fragte *Ernst Frischknecht*. «Ja», sagte Emmanuel Mahler (Mahler und Co. & Bio-online-Shop), «Dr. Müller hatte eine Bewegung aufgebaut, so etwas brauchen wir auch heute wieder. Aber auf seine diktatorischen Seiten, unter denen ich als junger Mann zu leiden hatte, möchte ich seit damals und auch in Zukunft gerne verzichten.»

Dann führte die Bio-Landwirtin *Manuela Lerch* ihre Sicht aus: «Wir sind einheitlich der Meinung, dass wir der Industrialisierung in den

Bereichen der Biolandwirtschaft entgegenstehen müssen. Wir sind eine Minderheit unter den jungen Leuten. Aber wenn man es wirklich tief im Herzen haben will mit der Landwirtschaft, merkt man schnell, dass es gegenwärtig nicht stimmt mit der Richtung, in die die Landwirtschaft zurzeit geht. Viele sagen, dass die Konsumenten das eben wollen. Aber wir können doch selber sagen, was wir produzieren und wie wir es produzieren wollen.»

Lorenz Kunz, Permakulturbauer in Froberg, sagte: «Man redet immer noch von den Biobauern als Blüemlibauern. Aber es stimmt ja auch, das Zitat: «Nur Leben schafft Leben»; und was aus dieser Vielfalt für Freude entstehen kann, ist wunderbar. Aber auch wir freuen uns im Allgemeinen an den grossen Maschinen und Traktoren; Technik kann einen auch begeistern. Doch wir müssen noch mehr zurückkommen zur Natur und dann können wir wieder den Zugang zum Boden finden.»

Einen anderen Akzent setzt *Stefan Kausch*, der Coop Naturaplan mit aufgebaut hat und nun Mitinhaber der pluswert gmbh in Chur ist: «Für mich ist Bio positiv besetzt, etwa mit Umweltschutz oder Gesundheit. Ich habe auch

nicht das Gefühl, dass wir vor einem Abgründstünden oder vor einem Systemwechsel. Im Gegenteil: Bio ist eine Chance für die Schweizer Ernährungsbranche im europäischen Konkurrenzumfeld. Seit 13 Jahren wächst der Markt 8 bis 9 Prozent pro Jahr, das gibt es sonst nirgends im Lebensmittelbereich.»

«Frauen und Männer entfernen sich so schnell von der gemeinsamen Grundlage, von der Mutter Erde. Aber der Weizen braucht seine Zeit zum Wachsen, das muss man erfahren und spüren, das kann man nicht beschleunigen.»

Manuela Lerch

Maria Jakob, die wie Manuela Lerch als damalige Landwirtschaftsschülerin auf dem Schwand (Münsingen) in Alföldis Bio-Film interviewt worden war, sagte: «Wir haben durchaus viel über den Boden gelernt in unserer Ausbildung. Aber die Frage ist: Auf was hören wir dann, auf den Boden oder auf das Portmonee? Ich denke, wenn man eine Vorstellung und ein

¹ Thomas Alföldi und Benno Hungerbühler (2012): *Zwischen Zorn und Zärtlichkeit – Die Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz*. Film herausgegeben im Auftrag der Bio Suisse und der Fondation Sur-La-Croix.

² Dr. Hans Müller gründete in den Dreissigerjahren die Bauern-Heimatbewegung (Jungbauern), aus denen später nach einiger Wandlung das Bioforum Schweiz hervorging. Müller war ein wichtiger Mitbegründer des Biolandbaus, sein kompromissloses, autoritäres Auftreten wurde geliebt und gefürchtet.



Ernst Frischknecht moderierte.

Ideal hat, dann macht man es anders und besser mit dem Boden, als wenn man nur auf Bio umgestellt hat, weil das gesucht ist.» Hierzu ergänzte *Manuela Lerch*: «Meine Idee ist eine Umstrukturierung der ganzen Gesellschaft. Heute geht es bei Bio oft um gesunde Ernährung und menschliche Gesundheit, aber für mich geht es um mehr: dass unsere Welt gesund wird und dass wir auf dieser Welt sehen: Was kommt woher, wo wächst etwas? Das wäre toll, wenn ein Coop auch solche Aufklärung machen könnte.»

Kritik der heutigen Wirtschaft

Auf die Frage nach seiner Meinung zum heutigen Wirtschaftssystem sagte *Emanuel Mahler*: «Wir haben eine selbstmörderische Wirtschaft, aber wir leben in einer unglaublich spannenden Zeit. Wie am Anfang der biologischen Landwirtschaft braucht es wieder vermehrt Gegenstromschwimmer und Querdenker, weil sonst fast niemand wagt, nach den wirklichen Ursachen der Probleme zu fragen, weil die Leute Angst vor dem Zusammenbruch der Wirtschaft haben. Aber wir bräuchten statt dem Wahn unbegrenzten Wachstums eine Entwicklung, und diese auch auf einer anderen Ebene als nur der wirtschaftlichen.»

Stefan Kausch entgegnete: «Ich würde Wachstum an sich nicht verteufeln. Ein moderates und vernünftiges Wirtschaftswachstum steigert den Wohlstand. Auch der Bauer braucht den Kreislauf von Kredit, Investitionen und Gewinn, will er seinen Hof optimieren oder ausbauen. Aber, dass in den letzten Jahren übertrieben wurde, das nehmen wir jetzt wahr. Und wir sehen, dass Suffizienz und Einschränkung in den nächsten Jahren ein Thema werden wird.»

Lorenz Kunz erwiderte: «Was ist denn Wachstum? Die Erde wächst nicht, das ist alles dummes Zeug. Wir sind in einer Zinsknechtschaft, die ist am ganzen System schuld. Als Alternative würde Schwundgeld dazu führen, dass das Geld ausgegeben und im Kreislauf bleibt. Ich meine, wir müssen kleinere regionale Kreisläufe haben, wo wir das Zeug nicht dem Coop geben, auch wenn der seine Verdienste um den Biolandbau hat in den letzten Jahren. Ein weiteres Problem ist, dass im heutigen Konsumwirtschaftssystem auch für Nahrungsmittel gilt: Hauptsache, es wird eingekauft, egal, ob ein grosser Teil davon dann im Müll landet. Was ist daran nachhaltig und wo sollen die Menschen da einen Sinn finden?»

«Eines unserer wichtigsten Ziele muss immer der Erhalt bzw. die Steigerung der Bodenfruchtbarkeit bleiben. Die anderen, meistens kurzfristigeren Ziele, müssen sich dem unterordnen.» Lorenz Kunz

Ernst Frischknecht fragte: «Wie kann man einen heiligen Krieg, nein, nicht einen heiligen Krieg, sondern eine heilige Motivation auslösen für eine schweizweite Lösung?» *Stefan Kausch* erwiderte die suggestive Frage: «Die eine Lösung gibt es nicht und das stört mich nicht. So wie die Menschen verschieden sind, gibt es verschiedene Ansätze. Diese Viel-

falt hat etwas Schönes, man kann die Leute nicht einfach anders polen, das vergisst man ein bisschen in dieser Diskussion.

Ist UHT-Milch noch bio?

In der Publikumsdiskussion konzentrierte sich die Konventionalisierungsdebatte auf die Frage: Kann UHT-Milch bio sein? *Wendy Peter* (Bioforum) sagte: «Viele Konsumenten wissen immer weniger, was gesund ist und was nicht. Sie vertrauen der Knospe, denn «Bio[s]» heisst «Leben». Und wenn Bio = Leben auf einer UHT-Milch steht, die tot ist, ist es eine Todsünde gewesen, das zu erlauben. Es wäre ein gutes Signal, falsche Entscheide zu revidieren.» «Bio Suisse Betriebe könnten doch zu Demeter wechseln», meinte *Stefan Kausch* dazu, aber *Maria Jakob* fand: «Demeter beschäftigt sich mehr mit dem Kosmos, wir wollen mehr beim Boden bleiben. Diese zunehmende Spaltung ist sehr schade.» Und *Lorenz Kunz* sagte, «UHT-Milch ist ein Zeichen der Konventionalisierung: Knospe plus UHT gleich Schwindel.» An dieser Stelle ergriff der anwesende Bio Suisse-Präsident *Urs Brändli* das Wort zur Verteidigung der Bio Suisse. Was er sagte, wird aber hier nicht überliefert, da wir auf diese Frage im Interview mit ihm auf den folgenden Seiten zurückkommen werden. Das Schlusswort machte *Markus Lanfranchi*: «Es war eine spannende Diskussion mit frischem Wind, ich wünsche mir, dass der sich zu einem Sturm verstärkt.» ●

Initiative «Eine Wirtschaft zum Nutzen aller – eine Alternative zum Wirtschaftskrieg durch ungezügelteren Freihandel»

Die Mitinitiatorin *Madeleine Dommen* machte die Redaktion in einem Brief auf diese Initiative aufmerksam, den wir auszugsweise wiedergeben. Sie schreibt: «... Im Bewusstsein, dass die jetzigen wirtschaftlichen Zustände weder uns Menschen noch der Natur und Umwelt zuträglich sind, hat die Organisation «La Vrille» um *Willy Cretegny* und *Françoise Berguer* die Eidgenössische Volksinitiative «Für eine Wirtschaft zum Nutzen aller» entwickelt. ... Der viel beschworene «freie Markt» ist keineswegs frei, sondern er schenkt jenen die Entscheidungsmacht zu, die die Marktmacht und das Kapital in den Händen haben. Kleinere und wirtschaftlich schwache Länder verlieren unter dem Diktat der privaten Marktdominanz ihren Handlungsspielraum und damit ihre Souveränität. Sie können nicht mehr, wie es ihre Aufgabe wäre, das gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenleben für die eigene Bevölkerung im gemeinsamen Interesse gestalten. Statt dessen wird ihnen die Ausbeutung der Ressourcen, ... die industrielle Landwirtschaft und nicht zuletzt eine gleichgeschaltete homogene Konsumkultur aufgezwungen. Diese walzt unterschiedslos jegliche kulturelle und soziale Individualität nieder. ... Die Initiative «Für eine Wirtschaft zum Nutzen aller» ... wendet sich gegen unlauteren Wettbewerb, gegen Preisdumping, den preisdrückenden Wettbewerb ... Sie ermöglicht Massnahmen zum Schutz der inländischen Wirtschaft ... Weitere Informationen und Unterschriftenbögen finden Sie unter www.lavrille.ch.»

Grundsatzgespräch mit Bio Suisse-Präsident Urs Brändli zum Biolandbau in der Schweiz

Nikola Patzel für K+P: *Sie waren beim Zofinger Biogipfel als Zuhörer dabei. Auf dem Podium wurden Konventionalisierung und Industrialisierung der Biolandwirtschaft beklagt. Ist das für Sie ein Problem?*

Urs Brändli: Jeder überzeugte Biobauer sieht auch Fehlentwicklungen im Biobereich, und ich kann das absolut nachvollziehen. Viele Leute sind im Biolandbau primär aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen engagiert und nicht, weil ihr Herz und Verstand sie dazu gerufen hätten. Aber auch diese Menschen helfen mit, unsere Vision vom Bioland Schweiz zu verwirklichen. Wir sollten ihnen Zeit geben, auch nach der Umstellung ihr Bewusstsein vom Ganzheitlichen her weiterzubilden, und ich freue mich, wenn sie das tun, auch wenn es vielleicht 10 oder 20 Jahre braucht. Aber auch diese Biobauern sind ein Gewinn für unsere Natur, weil auf ihrem Land die Bio-Richtlinien eingehalten werden. Fürs Bioland Schweiz bin ich bereit, Kompromisse einzugehen.

Der Bioforum-Präsident Markus Lanfranchi sagte am Biogipfel, dass Bio genau durch die heutigen Kompromisse zu einem industriell geprägten Abzocker-Geschäft werde.

Bio Suisse ist eine Dachorganisation, in der verschiedene Bio-Strömungen Platz haben. Die Biolandwirtschaft, die Markus Lanfranchi vertritt, ist gut – und persönlich kann ich das meiste davon unterschreiben – solange er nicht verlangt, dass alle bei Bio Suisse es gleich machen müssen. Denn da müsste ich befürchten, dass unser Wachstum ins Stocken gerät: Weil wir dann auf viele zusätzliche Betriebe und Flächen verzichten würden, die nach BS-Richtlinien wirtschaften können, aber weitergehende Ziele nicht erreichen würden. Jeder Mitgliederorganisation steht es frei, noch viel weiter zu gehen als die Richtlinien von Bio Suisse. Ein gutes Beispiel ist Demeter. Die leben ihre weitergehenden Praktiken, ohne sie anderen vorschreiben zu wollen. So ähnlich könnten es die Bioforum-Bauern auch machen. Aber als Dachorganisation ist Bio Suisse keine Ideologie, unser gemeinsamer Nenner sind die Richtlinien.

Viele stöhnen über die vielen Detailvorschriften in den Richtlinien. Und sie sagen, ob es



Urs Brändli, seit 2011 Präsident von Bio Suisse. Fotos: Bio Suisse / Familie Brändli

der Kuh gut geht, sieht man den Tieren an und nicht den exakten Massen ihres Stalles. Sie wünschen sich von Bio Suisse eher Begleitung als Kontrollen.

Die Gesellschaft verlangt heute Mess- und Beweisbarkeit als Grundlage für Glaubwürdigkeit. Also brauchen wir exakte Kontrollen. Kontrollen sind auch billiger als Begleitungen, wie sie z.B. Otto Schmid vom FiBL vorschlägt – und wer könnte diese bezahlen? Auch beim FiBL heisst es dann: Ende Geld, Ende Projekt. Wir müssen weiterhin durch Kontrollen sicherstellen, vor allem durch unangemeldete, dass keine Profiteure das Bio-Label missbrauchen. Aus unserer Sicht ist aber auch begleitende Beratung wichtig und motivierend. Ein Beispiel hierfür ist unser Förderprojekt Biodiversität.

Auch die biologische Produktion in der Schweiz ist recht einseitig aufgestellt und stark in globale Handelsströme eingebunden. Aus Sicht des Bioforums ist dies der Ernährungssouveränität des Landes abträglich. Sehen Sie das auch so?

Für mich bedeutet Ernährungssouveränität, dass wir uns unsere Partner in der Ernährung aussuchen können. Die Schweiz ist schon seit langem auf Nahrungsmittelimporte angewiesen, und mit inzwischen 8 Millionen Einwohnern ist alles andere eine Illusion. Wenn wir

die Süddeutschen mit unsrem Emmentaler aus Hanglagen versorgen und sie uns mit ihrem Weizen, dann ist das doch gut so. Unsere idealen Partner sind nicht in Südamerika oder China, sondern möglichst nahegelegen, sodass ein Vertrauen da ist, dass man sich auf die gegenseitigen Lieferungen auch dann verlassen kann, wenn es mal enger wird.

In der Schweiz sind aber nicht nur die typischen Hanglagen Grünland, sondern auch grosse Flächen des Mittellandes. Und darüber hinaus werden auch im Biobereich viele Kühe, Schweine und Hühner mit importiertem Eiweiss ernährt und ihre Produkte dann als super Swissness exportiert. Ist das richtig so?

Das ist ein Problem. Bio Suisse ist es ein Anliegen, dass bei der Milchproduktion komplett auf Importeierweiss (Soja u. a.) verzichtet werden kann. Wir haben den optimalen Rohstoff fürs Rindvieh in genügenden Mengen auf unseren Weiden. Ich habe auf meinem Hof gemerkt, dass sich der Verzicht auf Kraftfutter, Mais und Soja bei den Kühen auch wirtschaftlich lohnt. – Für Säue ist es etwas anderes. Das Schweinefleisch wird von den Handelsketten gefördert, weil es relativ billig ist und also viel verkauft werden kann. Ähnlich ist es bei Hühnern und Eiern. Beide brauchen aber viel Getreide und Eiweisssträger im Futter. Wir sind im Biolandbau auf gutem Weg, das besser zu steuern mit traditionellen Viehrassen, die mit Raufutter ihre Leistung erbringen, und Futtergetreide und Eiweissträgern für Hühner und Schweine. So können wir den Futterimport auf ein sehr niedriges Niveau bringen.

In dieser Nummer von K+P vertritt ein Bio-Legehennenhalter die Ansicht, dass die Schweizer weniger Eier konsumieren müssten, dann liessen sich auch die Hühner besser halten und ohne Futterimporte ernähren.

Das ist wohl richtig, denn oft wäre es effizienter, Getreide für die menschliche Nahrung zu verwenden. Aber die Forderung nach weniger Konsum läuft völlig gegen den Trend. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Konsumenten vorzuschreiben, was sie zu essen haben. Wer's versucht wird merken, dass er oder sie auf taube Ohren stösst.



Der Hof der Brändlis. Das Land geht von 900 bis 1900 m ü. M.

Was kann Bio Suisse dagegen tun, dass die Bäuerinnen an ihrer Arbeit kaputtgehen, weil von ihnen verlangt wird, dass sie Herden eierlegender Wollmilchsäue halten? Die Gefahr psychischer Probleme durch unmögliche Forderungen wurde mehrfach am Biogipfel angesprochen.

Ich vertrete die Grundhaltung, dass Schwierigkeiten anzupacken und zu verändern die Aufgabe jedes Einzelnen sein muss. Auf Hilfe von aussen zu warten, bringt erfahrungsgemäss leider selten die erwarteten Lösungen. Bei Bio Suisse setzen wir uns für gute Rahmenbedingungen auch auf politischer Ebene ein – zum Beispiel für eine bessere Entlohnung im Biolandbau.

Am Biogipfel wurde gesagt, dass die Menschen von ausbeuterischen Wirtschaftsstrukturen aufgefressen würden, ohne geänderte Randbedingungen könne man also kaum aus dem Hamsterrad ausbrechen.

Ich sehe durchaus auch Fehlentwicklungen und Fehlanreize in der Wirtschaft. Verbissenes Ankämpfen und Schwarzweiss-Malerei führen kaum zum Ziel. Bio Suisse ist daran gelegen, sich mit allen Partnern entlang der Wertschöpfungskette an den Tisch zu setzen und über faire Handelsbeziehungen und Vertrauenspartnerschaften Verbesserungen der Rahmenbedingungen für alle zu erwirken.

Die heftigsten Diskussionen gab es am Biogipfel um die Bio-UHT-Milch. Für solche Produkte sollten die Biobauern ihre Milch nicht hergeben, wurde gesagt.

Wenn der Konsument ein «totes» Produkt aus

Bioproduktion kaufen will, ist das seine eigene Verantwortung. Er tut sich selbst damit nichts Gutes, aber wenigstens der Natur, weil ein durch UHT grösserer Bio-Milchmarkt auch mehr Bio-Weideflächen ermöglicht. Wir sind nicht dafür zuständig, Widersprüche im Verhalten der Konsumenten durch Angebotssteuerung zu vermeiden.

Aber eigene Widersprüche sollten vermieden werden. Schaden UHT-Milch und hochverarbeitete Produkte mit der Knospe drauf nicht deren Glaubwürdigkeit?

Es stimmt, die Knospe steht für mehr als die Produktion, sie steht auch für eine schonende Verarbeitung. Ob etwas ihrer Glaubwürdigkeit schadet, muss sorgfältig angeschaut werden. Deshalb haben wir uns im Vorstand kürzlich gegen die doppelte Mikrofiltration der Milch auf den Höfen entschieden, weil mit der dann

«länger haltbaren» ESL-Milch¹ schlicht Gesundheits- und Hygieneprobleme im Stall überspielt worden wären.

Aus Bioforum-Kreisen wird der Bio Suisse manchmal vorgeworfen, sie würde ihrer Glaubwürdigkeit durch gemeinsame Tätigkeiten mit jenen Institutionen und Agrarmultis schaden, die in puncto Produktion und Verarbeitung genau das Gegenteil der Bio-Werte vertreten. Anlass der Kritik ist zum Beispiel die gemeinsame Gremienarbeit in der Interessengemeinschaft Agrarstandort Schweiz (IGAS) mit Emmi, Nestlé und anderen.

Wir begegnen den Multis überall. Wir sollten grundsätzlich niemandem den Kontakt verweigern, ich rede mit allen. Hier habe ich die gleiche Position wie FiBL-Direktor Urs Niggli: Besser im Gespräch eine Beziehungsgrundlage schaffen, als die anderen als böse verurteilen. Aber würde diese Beziehung von den anderen missbraucht, wäre ich bereit, einen Schlussstrich zu ziehen. Ich bin aber überzeugt, dass nach und nach bei allen die Erkenntnis reifen wird, dass Biolandbau der richtige Weg ist.

Mit welcher Aussage möchten Sie dieses Interview abschliessen?

Diskussionen wie solche bringen uns weiter, und es wäre schade, wenn wir sie nicht führten. Allerdings nimmt Bio Suisse die Argumente ihrer Mitgliederorganisationen besser auf, wenn sie im Dialog und nicht via öffentliche Anklage daherkommen. Unter dieser Voraussetzung finde ich: Lieber heftige Diskussionen führen, als in trauter Einigkeit in die falsche Richtung gehen. ●

Herr Brändli, weshalb haben Sie auf Bio umgestellt?

Urs Brändli: Obwohl ich auf einem Hof aufgewachsen bin, war mein soziales Umfeld in jungen Jahren ganz überwiegend nichtbäuerlich. Und als meine Frau und ich dann 1985 einen eigenen St. Galler Bergbauernhof übernahmen (den elterlichen gab es inzwischen nicht mehr), wurde ich aus meinem nichtbäuerlichen Kollegenkreis öfters mit der Frage angekickt: Warum macht ihr nicht Bio? Umweltschutz und gesünderes Essen waren die Argumente. Wir waren offen dafür, aber zunächst noch zu sehr mit der grundsätzlichen Erneuerung des vorher 40 Jahre lang als Pachtbetrieb geführten Hofes beschäftigt. Nach neun Jahren, 1994, haben wir dann auf Bio umgestellt – und so gross war die Umstellung gar nicht, bei den damaligen Richtlinien! Wir haben die Blacken nicht mehr weggespritzt, sondern ausgestochen. Wir haben diesen Wechsel nicht aus einer ideologischen Überzeugung gemacht, sondern aus unserem bäuerlichen Verantwortungsgefühl heraus, dass wir den Boden nicht besitzen, sondern nur für unsere Nachkommen verwalten.

¹ ESL-Milch bedeutet «extended shelf life» = «längere Haltbarkeit im Regal», das ist die im Handel übliche Bezeichnung für mikrofiltrierte und/oder hocherhitzte Milch, die wie Pastmilch verkauft werden darf.

Nicht alle Eier in einen Korb legen – Wie die Familie Sidler in Grosswangen trotz Wertekonflikten wirtschaftet

Franz (Sidi) und Kerstin Sidler führen einen Hof im Luzerner Hinterland. Während ihr Haupterwerb aus einem Stall mit 2000 Hybridhühnern kommt, versuchen sie, eine vielfältige Agrarkultur zu erhalten und Neues zu verwirklichen. Dabei halten sie in allen Betriebsbereichen einen Zwiespalt aus. Viele Biohöfe gehen wie der Hof Eiholz ihren Weg zwischen Agrar-Realwirtschaft und persönlicher Zielverwirklichung, jenseits der verschiedenen Idealehren.

Nikola Patzel. Es war 1985, als Sidi Sidlers Eltern aus Idealismus auf Biolandwirtschaft umstellten. Das biologisch angebaute Korn konnte nicht wie heute zu besseren Preisen verkauft werden als vorher das chemisch gepflegte. Die Ackergeräte waren alt, Pferde waren noch häufig im Einsatz. Der Kuhstall durfte bleiben wie er war – noch keine Bio-Tierhaltungsvorschriften forderten etwas anderes. Das Einkommen ermöglichte ein bescheidenes Auskommen ohne Investitionsrücklagen.

Im Jahre 2003 glückte die Hofübergabe zum Jungbauern, er zahlte seine Eltern aus. Er machte Schulden, kaufte neue Maschinen, passte den Stall für die 20 Kühe an. Dank einer neuen Einkommensquelle, dem Hühnerstall für 2000 Tiere, wurde die Renovation des Stöcklis für die Eltern ermöglicht, die noch zu etwa 50% mithelfen. Die Wohnhaus-Renovation musste aber warten; 2008 gründete sich die neue Familie Sidler.

Ich dachte vor dem Gespräch: jetzt wird es um Hühnerhaltung und Eiermarkt gehen. Aber das Erste, worauf wir zu sprechen kommen, sind die Kühe und ihr Futter. Die sind typisch fürs Luzerner Hinterland. Sidi Sidler:

«Unser **Grünland** lassen wir in grossen Parzellen abwechslungsweise beweiden, mit einem Schnitt zwischendurch im Frühling oder Herbst. So fördern wir gute Futtergräser. Vielleicht widersprechen wir damit der Vielfältig-

keit der Natur, wenn wir die Kräuter zurückdrängen. Wobei das vor allem Hahnenfuss, Blacken und gemeine Rispel wären, Lückenfüller halt. Das **Heu** ernten wir weniger schlagkräftig als der Lohnunternehmer, der macht alles an einem Tag. Oft mähe ich am Abend ein Stück, wenn keine Bienen mehr an den Blüten sind. Am nächsten Nachmittag mache ich nach einmal Kreiseln bereits die Schwaden [Anhäufeln in Reihen], drehe sie dann noch einmal, und am folgenden Nachmittag führe ich das Heu ein. Mit Siloballen (konservierender Heuvergärung in plastikummüllten Pressballen) habe ich aufgehört.» Um Luzerne gut und natürlich trocknen zu können, haben Sidlers variable Heulager: Im Sommer «selbsttrocknende Heustöcke» für gut abgetrocknetes Bodenheu. Für den Frühling und Herbst Heubelüftungsstöcke mit unter dem Dach erwärmter Luft an sonnigen Tagen, einer Wärmepumpe mit Luftgeschwindigkeitsregulierung während der Nacht und bei schlechtem Wetter. «Beim **Futterbau** versuche ich Energie zu sparen, indem ich weniger oft mähe, nur viermal im Jahr. Dann wächst auch die Luzerne im zweiten Jahr noch sehr schön. Aber wenn ich übers Feld fahre, tue ich das mit einem grossen Traktor mit grosser Arbeitsbreite, den wir uns neu angeschafft haben, um die viele Arbeit besser bewältigen zu können.»

Sidlers haben 20 **Kühe** mit 90 000 kg/Jahr Lie-

ferrecht, obwohl ihnen der Eierhändler empfohlen hat, einen weiteren 2000er Hühnerstall zu bewirtschaften. Sie könnten sogar die Kuhhaltung ausbauen und die Milchkontingente von Nachbarn übernehmen, die aufhören, aber das wollen sie nicht. Stattdessen dürfen Sidlers Kühe seit acht Jahren auch ihre Hörner wieder wachsen lassen. Doch behornte Kühe brauchen mehr Platz im Stall: «Wir müssen nun entweder in den Laufstall investieren oder wir halten in Zukunft weniger Tiere, sodass sie dann mehr Raum haben.» Die **Kälber** ziehen sie selber auf. «Nach weniger als einem Tag nehmen wir das Kalb der Mutter weg, meist, wenn es das erste Mal aufsteht, das sind wir so gewohnt. Es gibt Kühe, die können das gut, andere geben ihre Kälber nicht so gerne her.» Die Kühe bekommen fast nur Heu, nur in der Kälberaufzucht etwas Kraftfutter. Über den Sommer kriegen die Kühe etwas Mais, während sie von der Weide eingetrieben werden, als Ausgleich zum Proteinüberschuss, mehr aber als Dankeschön, dass sie meist dem Ruf «Hoisäsä... chömidchömid» reagieren. «Früher haben wir Kühe zugekauft, weil die so günstig waren, das war ökonomisch interessant. Aber wir haben da allerhand bekommen, das war keine Freude, das hat uns das Zukaufen verleidet. Jetzt machen wir nur noch Nachkreuzung mit zwei eigenen **Stieren**: Den einen fürs Milchvieh, den anderen für Fleischkreuzungen. Die Milchkühe versuche ich auf Lebensleistung mit einem Neuseeländerstier von einem Nachbarn zu kreuzen. Mir scheint, der hat eine bessere Verdauung, ist ein noch besserer Raufutterverwerter als Schweizer Braunvieh. Mit Stieren aus dem Katalog kann ich nicht mehr viel anfangen. Unsere Kühe leben lange und bringen eine Jahresleistung von 5000 bis 6000 kg Milch, mit meist einem Kalb. Ein Zwiespalt, unter dem die Sidlers leiden, ist die **Gülle**. Der Bioforum-Vorstand Sidi Sidler berichtet: «Nach einem Möschberggespräch des Bioforums hat mein Zimmernachbar ge-

Familie Sidler, Biohof Eiholz, CH-6022 Grosswangen. Der Hof hat 25 ha, «statistisch gesehen ist er nicht mehr so gross, wie er vor 15 Jahren war, aber stattlich». 20 Kühe mit 90 000 kg/Jahr Lieferrecht. Die 2000 Legehennen bilden seit 1999 den wirtschaftlich wichtigsten Betriebszweig.

Der Ackerbau bringt Getreide, etwas Mais und Spezialkulturen für den Direktverkauf. «Ein wichtiger Einkommensfaktor sind auch die Direktzahlungen, ohne die rechne ich gar nicht gerne, gegenwärtig bei diesen Produktpreisen.» Etwas Heu wird verkauft und die Maschinen werden manchmal vermietet. – Es sind wechselhafte Moränenböden von tiefgründig-sandig bis flachgründig-steinig, durchschnittlich 1050 mm Jahresniederschlag und mit häufigen Spätfrösten in Muldenlage.



Stolz auf das Grünland. Vorne vom Mähaufbereiter breit verteiltes Gras, dahinter bereits mit dem Kreiselheuer gewendet.

Fotos: Franz Sidler



Ein Blick in den Geräte-Unterstand: «Um die schweren Erntemaschinen zu umgehen, habe ich einen kleinen alten Mähdrescher, mit dem ich auch kleine «Extra-Anbauversuche» dreschen kann.»

sagt: «Jetzt mache ich Trockenmist und nichts anderes mehr.» Da habe ich ihn ordentlich bewundert und überlegt, was das bei mir bedeuten würde, aber es scheint mir ökonomisch nicht angebracht zu sein. Ich schaffe es nicht, es so zu machen, wie es eigentlich besser wäre. Stallhaltung mit Gülle ist halt sehr praktisch.» Aber Sidlers machen seit jeher Güllebelüftung, mit der auf dem Möschberg kennengelernten Methode von Fritz Buser. «Das ist nicht billig in Anschaffung, Unterhalt und Strom, aber die Gülle ist schon besser im Geruch und auch die Pflanzen scheinen sie zu mögen. Ich gülle mit dem Schleppschlauch und versuche dies zu den guten Tageszeiten, um den Stickstoff in den Boden zu bekommen und nicht nur in die Luft (Ammoniak- und Lachgasverluste), aber richtig glücklich bin ich damit trotzdem nicht. Etwas **Kompost** wird auch gemacht. «Mit dem Mist vom Laufstall geht es ordentlich gut, aber

mit Hühnermist dabei kann ich keinen guten Kompost machen. Also gebe ich viel Hühnermist direkt in die Gülle, da ist er noch am besten verdünnt.»

Sidlers haben auch den **Ackerbau** beibehalten, obwohl das ökonomisch nur einen bescheidenen Ertrag bringt. Aber: «Der Boden ist für mich zu interessant, um ihn nicht mehr bearbeiten zu wollen. Das hat auch noch Tradition bei uns in der Familie. Die Leute haben mir gesagt, mein Vater und ich haben eine Pionierausstrahlung im Ackerbau für die Region.» Die Fruchtfolge auf den 12 Hektaren ist Weizen – Mais (oder Kartoffeln oder Rüebli) – Weizen/Dinkel – danach zweijähriges Klee-gras mit Mattenkle (Rotklee) und Luzerne. «Beim Getreide mache ich möglichst wenig Striegeleinsatz (kleine Metallhaken gegen Beikräuter über den Acker ziehen), wegen der (bodenbrütenden) Feldlerchen und so. Auch

auf Bodenhacken verzichte ich weitgehend. So habe ich auch fast keine Direktkosten für Personal. Ich habe mir auch einen eigenen Mähdrescher gekauft. Ich mache Versuche mit Breitsaat und mit Untersaaten, das ging bisher so ziemlich schief. Ich habe zum Beispiel versucht, schon mit der Untersaat im Weizen die darauffolgende Wiese vorzubereiten, habe Weissklee zwischen die Weizen-Breitsaat gesät, aber das gibt viele Unkräuter, ausser wenn es im August und September trocken ist.»

«Eines möchte ich auch noch sagen: Einen Flachgrubber habe ich mir gekauft, um bodenschonend auf den Pflug verzichten können. Um Erfahrungen zu sammeln, wie es ohne Pflug gehen könnte, für den Wurm. Doch ich hatte beträchtliche Ertragsausfälle, beim Mais fast einen Totalausfall. Allerdings war es auch Pech mit der Witterung letztes Jahr. Diese Versuche setze ich über zehn Jahre auf derselben Parzelle fort.»

Während Sidlers bei den Kühen und im Ackerbau mit relativ wenig Aufwand arbeiten, machen sie bei ihren **Hühnern** das Gegenteil. «Das sind zuchtbedingte Hochleistungstiere, die aus ethischen Gründen auch entsprechend gefüttert werden müssen. Die Legehennen bekommen viel Soja, die kommt aus Brasilien oder sonstwo. Dass wir seit 2012 100% Biofutter verwenden, hat die Eiweiss-Situation noch verschärft: jetzt muss man noch mehr Soja geben, denn die konventionellen hocheffizienten Eiweisskomponenten sind nicht mehr erwünscht und in Bioqualität nicht verfügbar. Die Frage des Sinns davon ist einfach da.» Auf der anderen Seite, meint Sidi Sidler, seien die Legehennen ungeheuer effizient: «Ich muss zum Schutz meiner Hühner und meines schlechten Gewissens sagen: Ich habe jetzt weisse Hühner, das sind die intensivsten, pro Ei brauchen sie auch am wenigsten Futter. Die Bio-Werbung wird meist mit braunen Hühnern gemacht, sie bringen etwas weniger Leistung als die weissen Hühner. So oder so sind alles Hybriden¹. Ein Naturhuhn würde 120 Eier statt meiner 280 pro Jahr legen, bei höherem Futtermittelverbrauch pro Ei. Mit 540 000 gelegten Eiern im Jahr mache ich 250 000 Franken Umsatz. Nach Abzug von 100 000 Fr. fürs Hühnerfutter, 50 000 für die Hühner, und nach Abschreibung, Reparaturen, Einstreu, Strom, Zins, Tierarzt, Schlachtkosten und Versicherungen bleibt noch eine Arbeitsentschädigung von ca. Fr. 45 000.– als Betriebsgewinn.»

Und nun kommt eine Aussage, die völlig quer zur Wachstumsideologie der Agrarwirtschaft läuft: «Am liebsten hätte ich, wenn die Leute 10-mal weniger Eier essen, aber dafür mehr

zahlen würden, dann wäre vieles in Ordnung gebracht. Das muss der Weg der Zukunft sein. Auch die Ackerbau-Ausbeutung für die Tierernährung ist mir ein Dorn im Auge. Aber die Biolegehennenhaltung ist das tollste Aushängeschild des Biolandbaus beim Marktwachstum. Die Preisverhandlungen sind fair, die Kostenfaktoren sind gut kalkulierbar und der Stundenlohn ist gut. Aber diese vielen Hühner sind auch der Grund, warum mein Betrieb kein guter Kreislauf in Bezug auf Futter und Dünger ist. Es ist sehr viel Hühnermist da.»

Nach einem Jahr jeweils gehen die 2000 Hühner in die Schlachtereie, mit einer Legeleistung von 90% und wenn die Eierschalen etwas dünner werden. Zurzeit gehen sie nach Deutschland. Eine induzierte Mauser², welche es erlauben würde, die Hühner länger als ein Jahr zu

nutzen, machten Sidlers erst einmal ausnahmsweise, während eines Stallumbaus, auch zum Ausgleich der vom Fuchs geklauten Hühner. «Hühner länger zu behalten birgt aber auch das Risiko, dass sie Krankheiten auf die neuen Hühner übertragen».

Es ist gerade der ökonomisch erfolgreichste und am sichersten gewinnbringende Betriebszweig, der Gross-Hühnerstall, welcher den Sidlers am meisten Bauchschmerzen macht. Wie gerne würden sie wieder mit Rössern wirtschaften, besonders Kerstin sehnt sich danach. Wie gerne hätten sie eine zweite tatkräftige Familie auf dem Hof: Menschen, die nicht nur zum Arbeiten herfahren, sondern die im Eiholz leben. Aber Sidi Sidler meint: «Für die Hühner sollte mir ein ökonomischer Ausgleich nicht nur vorschweben, sondern ich möchte ihn auf

sicher haben, sonst ist unsere Handlungsfähigkeit eingeschränkt.»

Die Kühe, die Weiden und Äcker sind ihnen der Hauptwert, auch wenn sie ökonomisch Nebensache sind. Aber auch dort wiederholen sich im Kleinen ähnliche Wertekonflikte wie bei den Hühnern: Wo geht rationelles Wirtschaften mit guten Beziehungen zum Boden, zur Pflanzenvielfalt und zu den Tieren einher, wo steht es diesen entgegen? Wie kann die Zwickmühle zwischen Konventionalisierung und Einkommensmangel durchbrochen werden? Viele Biohöfe, die fürs Volk produzieren und nicht nur mit Spezialprodukten für ganz kleine Kreise, leiden unter diesen Problemen. Vielleicht wachsen deswegen Sidlers geduldigen Kühen ihre Hörner wieder und sind zwei starke Stiere bereit ... ●

¹ Hybridhühner sind spezielle Kreuzungen aus zwei in der Regel zuchtfirmeneigenen Inzuchtlinien. Durch spezielle genetische Effekte dieser Kreuzungsart sind Hybridhühner besonders legeleistungsfähig und sie setzen einen ungewöhnlich hohen Anteil ihrer Futterkalorien in Eierkalorien um. Aufgrund ihrer einseitigen Optimierung können Hybridhühner jedoch kaum noch bei arttypischem Futterangebot überleben, sondern sie brauchen besonders eiweissreiches Spezialfutter. Die Leistung von Hybrid-Legenhühnern nimmt mit dem Alter viel schneller ab als bei Naturhühnern und ihre Krankheitsanfälligkeit nimmt früher zu. Daher werden sie in der Regel bereits im Alter von einem Jahr geschlachtet und als Fleischabfall entsorgt, zum Teil auch als Katzen- oder Hundefutter oder als Suppenhühner verwertet.

² Induzierte Mauser: Hühner erneuern normalerweise einmal im Jahr ihr Federkleid, dabei erneuern sie auch ihre weiblichen Organe und können danach wieder viele Eier legen.

100% natürlich **Made in Switzerland**

Anima-Strath
Aufbaumittel

Aus Liebe zu Ihrem Tier!

Gewährleisten Sie Ihrem treuen Gefährten ein erfülltes Leben. Anima-Strath® erhöht mit einer einmaligen Kombination aus hochwertiger Hefe und Kräuterextrakten die Abwehrkraft Ihres Haustieres, fördert die Vitalität und verhilft zu einem gesunden, glänzenden Fell. Ein bewährtes Rezept aus der Kraft der Natur. www.anima-strath.ch

Wachsen oder grösser werden?

Der Biobauer Christian Gamp berichtet über seinen Kollegen Peter Hilfiker

Christian Gamp. Als Peter Hilfiker vor 53 Jahren im alten Bauernhaus im Feldgraben bei Rothrist zur Welt kam, hat er ganz winzig angefangen. Ein schöner Hof mit Milchkühen, nicht im Dorf, sondern inmitten winziger und kleiner Felder und Wässermatten mit ihren Kanälen und Wuhren. Dann kamen das Landerwerbsverfahren für die Autobahn (Verzweigung Wiggertal) und die Flurbereinigung, welche dem Hof 12 Hektaren arrondiertes Land zuwies. Mit dem Bau der Kehrlichtverbrennungsanlage Oftringen wurde der Hof vollends zu einem typischen Mittellandbetrieb: umgeben von Bauten der Zivilisation.

Mit dem plötzlichen Tod seines Vaters 1985 entschloss sich Peter, der als **Maschinenmechaniker** arbeitete, den Hof zu übernehmen. Am Anfang führte er den Betrieb noch im Nebenerwerb. Da er die eigenen Maschinen besser auslasten wollte, bot er auch Lohnarbeiten an. 1993 begann er mit der Mutterkuhhaltung (heute sind es 32 Mutterkühe) und gab die Arbeit auswärts auf. Ab 1996 konnte er viele Landflächen, die er schon vorher im Auftragsverhältnis bestellt hatte, pachten, und Peter Hilfikers Betrieb vergrösserte sich rasch auf ca. 36 ha (allerdings natürlich nicht alles Ackerland und in verschiedenen Gemeinden). Einen wesentlichen Vorteil der grösseren Fläche sah Peter darin, dass der Betrieb gross genug für einen Angestellten wurde und so nicht mehr alles nur an einer einzigen Betriebsleiter-Familie hing. Im Jahr 1997 stellte Peter Hilfiker seinen Betrieb auf **Biolandbau** um, weil er aus der Spirale des immer grösseren Inputs an Spritz- und Düngemitteln für den gleichen Ertrag herauskommen wollte. Es störte ihn, dass er z. B. durch Kunstdüngereinsatz die Pflanzen krankheitsanfälliger machte und dafür dann als Lösung ein Spritzmittel empfohlen bekam.

Zusammen mit fünf befreundeten Bauern aus der Rothrist-Zofinger Gegend gründete Peter 2005 ein **Gemüse-Frucht-Internet-Versandgeschäft**: *bio-direct.ch*. 2007 wurde er in den Vorstand der *TERRAviva* Genossenschaft (eine Vermarktungsorganisation für [Lager-] Gemüse von ca. 120 Biobetrieben) gewählt, ein Jahr später fungierte er als deren Präsident. 2010 wurde er Verwaltungsratsmitglied der



Hofplatz: Das alte Wohnhaus und die neueren Gebäude.

Fotos: Christian Gamp

neuen *bioGROUPE* (Zusammenschluss der *TERRAviva*, Bio-Markt Ried AG und Biogemüse AV-AG Galmiz). Neben den an sich schon genügend grossen Herausforderungen, zwei neue Firmen zu gründen und am Laufen zu halten, kam noch die Arbeit in zwei Kommissionen der *bioGROUPE* (*Anbau u. Lieferungen für Coop und schwere Ware*) dazu, und kaum war alles einigermassen am Laufen, kündigte sich vergangenen Herbst das dritte Projekt an: *Bio Regio Nordwestschweiz* von Coop. Wenn die Bauern in seiner Gegend nicht auf den Zug aufgesprungen wären, hätte Coop vielleicht einen grossen, konventionellen Gemüsebaubetrieb «umgestellt» oder der grösste Biogemüsebetrieb der Schweiz hätte in der Region Basel einen zweiten Riesenbetrieb zugekauft. Im Gespräch konstatieren Peter und sein Interviewer, dass das Thema *Bio Regio* von Coop schon alleine einen grossen Artikel in *Kultur und Politik* wert gewesen wäre, aber das hätte die Möglichkeiten der Redaktion zu Recherchearbeit überfordert; darum lassen wir dieses Thema jetzt schön beiseite. Die Folge für Peter jedenfalls ist, dass er einen zweiten

Festangestellten und vier Saisoniers (für 4 bis 6 Monate), welche auf den drei beteiligten Betrieben arbeiten, anstellen musste. Die Hektik der Organisation und der ständigen Absprachen untereinander hat, wie für den Gemüsebau typisch, das höchstmögliche Mass angenommen – auch für Peter Hilfiker. Der Vater einer **Patchworkfamilie** mit fünf Kindern, wovon zwei erwachsen sind, aber noch auf dem Hof leben, möchte auch noch ein wenig Zeit haben für seine Familie. Heurigen Sommer war eine gemeinsame Ferienwoche undenkbar, aber in Zukunft muss diese für Peter wichtige Familienzeit wieder möglich sein. Er sucht darum einen jungen Profi, der auf den drei Betrieben die Gemüsebau-Tagesarbeit leisten kann.

Die zwei orangen Riesen

Peter Hilfikers Devise ist klar: Jeder Quadratmeter Bioanbaufläche mehr ist ein Gewinn für die Natur, und weil über die Direktvermarktung nur ca. 1% der Lebensmittel verkauft werden können, braucht es die grossen Händler. Oder anders herum: Ohne den Einstieg von

Coop und Migros in den Bio-Lebensmittelverkauf wären die heutigen Biomengen gar nicht mehr verkäuflich. Wichtig ist für Peter die Art der **Zusammenarbeit Produzent-Grossverteiler**: Die Kommunikation sollte möglichst direkt zwischen Produzentenorganisation und Einkaufsverantwortlichen erfolgen, nur so könnten die Verantwortlichen bei Coop und Migros ungefiltert informiert werden, warum z. B. der Zwiebelpreis so hoch sein muss. Das «Gegenüber» seien auch nur Menschen, und wenn diese wissen, welcher Aufwand hinter einem bestimmten Lebensmittel steckt, sei auch die Bereitschaft da, angemessene Preise zu zahlen. Doch oft wird dann der konventionelle Preis, der für diese Bauern eigentlich auch zu tief ist, aber als Massstab dient (mehr als 30% Mehrpreis werde von Konsumenten nicht goutiert), zu einem Problem. Offenbar haben die Biobauern als gesuchte, überschaubare Minderheit die Chance richtig genutzt, gerechtere Handelsabläufe zu installieren.

Peter Hilfiker reagiert unwirsch, wenn er auf die generellen Grossverteiler-Skeptiker zu sprechen kommt, ihn störte dieser Tenor auch am diesjährigen Biogipfel in Zofingen. Natürlich engagierten sich die zwei orangen Riesen nicht uneigennützig für den Biolandbau, aber die PR-Wirkung ihrer beiden Wochenzeitungen für Bioprodukte sei sehr wichtig. Es brauche beide, die Kleinen und die Grossen, die Direktvermarkter und die, die für den Grosshandel bauern. Und ich nehme das dem offenen und unkomplizierten Wesen von Peter ab: Den Pragmatismus, das Bestmögliche in der momentanen Situation zu machen, aber nicht gegen eine noch bessere Lösung zu sein.

– Die zentralistische «Waren»-Beschaffung und -Verteilung der Grossverteiler scheint mir trotz dem herrschenden Trend ökologisch nicht sinnvoll, und wenn es hier wieder bessere Systeme gäbe, wäre Peter Hilfiker sicher der letzte, der sich dagegen wehren würde.

Der grüne Riese

Grössere Flächen ohne viele Menschen bewirtschaften geht nur mit grösseren Maschinen; diese Binsenweisheit bestätigt auch Peter Hilfiker: Sein grosser John Deere zum Beispiel leistet **145 PS** und braucht in Vollast 16 Liter Diesel pro Stunde. Er wird überbetrieblich eingesetzt, hauptsächlich im Ackerbau, wie zum kombinierten Säen (Kreiselegge, Cambridge-Walze, Säscheiben). Peter ist sich sicher, dass trotz des sehr schweren Gefährts durch die Breitreifen eine geringere Bodenbelastung entsteht, als wenn er wie früher 3 bis 5 Mal für



Mit dem «Jonny»: Eggen, Walzen, Säen und nochmals Walzen in einem Arbeitsgang.



«Typische Mittelland-Situation»: Strom, Autobahn, Kehrlichtverbrennungsanlage und noch ein paar Kühe.

das gleiche Resultat mit einem leichteren Traktor über den Acker fahren müsste.

Und was, wenn der Diesel unbezahlbar wird? Dann habe halt jeder Betrieb seine 10 bis 20% Ölpflanzen-Flächen für die Pflanzenöl-Motoren. Für Peter Hilfiker ist alles eine Entwicklung. Als frischgebackener Biobauer wäre es für ihn undenkbar gewesen, mit einer Feldspritze herumzufahren, heute geht es für bestimmte Gemüsekulturen nicht mehr ohne, und mit ihr können auch Pflanzenstärkungsmittel wie Steinmehl ausgebracht werden. Das Feilen an perfekten Anbautechniken für Karotten, Spinat und neu Frischgemüse liegt Peter im Blut.

Und so wie die Grosswetterlage aussieht, wird der «Bio-Grossbauer» Peter Hilfiker seine Tüftler-Begabung und anpackende Art auch in Zukunft noch gut gebrauchen können. ●

Kulturen 2012 bei Peter Hilfiker in ha

Kunstwiesen	5,4	16,9 (45%)
Weiden	5	
Öko-Wiesen/-Hecken	4,8	
Naturwiesen	1,7	13,4 (35%)
Spinat	6,2	
Broccoli	2,9	
Rüebli	2,6	
Blumenkohl	1,7	7,8 (20%)
Weizen	6,3	
Dinkel	1,5	

Paradigmenwechsel

Jakob Weiss. Ein mächtig grosses Wort beginnt sich auch in der Landwirtschaft einzunisten: Paradigmenwechsel! Die Grösse einerseits und der inflationäre Gebrauch andererseits machen es nötig, zuerst seiner Bedeutung nachzuspüren, um dann in einem zweiten Schritt zu schauen, was ein Paradigmenwechsel der Landwirtschaft bescheren könnte.

Bei einem anderen einschüchternden Wort, Relativitätstheorie, schwingt unvermeidlich der Name Einstein mit. Ähnlich kommt man beim Wort Paradigmenwechsel nicht darum herum, Thomas Kuhn zitiert zu haben,¹ ob man es nun weiss oder nicht. Ich mache auf diese Parallele aufmerksam, weil der allen bekannte Albert Einstein anfangs des 20. Jahrhunderts einen Paradigmenwechsel besiegelt hat, nämlich jenen von der klassischen zur modernen Physik – mit ihren Pfeilern Quantenmechanik und Relativitätstheorie. Einstein ist zum Inbegriff für ein Genie geworden. Einen speziellen Begriff für diese Umwälzung gab es aber noch nicht, erst 1962 beschrieb der ausserhalb der Wissenschaftsgeschichte kaum bekannte Kuhn die Art und Weise, wie sich solche wissenschaftlichen Revolutionen vollziehen – und benützte dafür das Wort Paradigmenwechsel. Mit seinem Buch «Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen» wollte Kuhn zeigen, wie vorherrschende grosse Theorien oder gar Weltbilder in die Krise geraten und von **neuen übergreifenden Denkmustern** abgelöst werden. Was braucht es, wie viele Verunsicherungen, Angriffe, wie viel nicht mehr Erklärbares, bis die forschende Menschheit grundlegend Neues erkennen kann – und sich darüber dann auch wieder einig wird? Denn der wissenschaftliche Fortschritt verläuft nicht immer linear, wie gerne angenommen, sondern manchmal in Sprüngen, so die These von Kuhn.

Das Wort Paradigma reicht natürlich weiter als fünfzig Jahre zurück, im alten Griechisch meinte es einfach Beispiel oder auch Vorbild, in den letzten zwei Jahrhunderten wurde es zur Bezeichnung für Denkschule oder Lehrmeinung. Während nun Einstein, im Verbund mit andern Forschern, durch seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse eine klare Zäsur in der Physikgeschichte bewirkte, blieb Kuhns

geisteswissenschaftliche Arbeit hart umstritten – oder schöner gesagt: im Fluss der Deutungen. Er wollte, gewissermassen als Physiker des Sozialen, unabdingbare Merkmale erkennen, die zu epochalen Erkenntnisschritten führen. Das heisst im Falle der Jahrhundertwende von 1900: Wie wird es möglich, Zeit komprimierbar und den Raum gebogen zu denken? Oder früher: Warum konnte Newton im fallenden Apfel, so die Legende, plötzlich die Schwerkraft erkennen? Und noch früher: Wie kam es dazu, dass die Vorstellung einer flachen Erde als Zentrum des Kosmos von einer Vorstellung überwunden wurde, in welcher die Erde rund, klein und abhängiges Teilchen eines viel grösseren Ganzen ist? Bei einem Paradigmenwechsel geht es also nicht um «Veränderungen» oder «Entwicklungsschritte», sondern um wahrhaftige geistige Revolutionen. Das Neue ist keine Fortführung des Alten in abgeänderter Art, sondern mit dem Alten nicht mehr vereinbar.

Die entscheidende Frage lautet demnach: Unter welchen Bedingungen gelingt es uns, die Grenzen unserer Wahrnehmung zu durchbrechen? **Wir können ja stets nur das sehen, wofür wir die inneren und äusseren «Instrumente» haben.** (Wir können z. B. Ultraviolett nicht sehen, haben es aber messen gelernt, und wir können z. B. ein Alpenpanorama nur deshalb schön finden, weil die geistesgeschichtliche Entwicklung nach der Aufklärung dafür eine Wahrnehmung und Sprache entwickelt hat – zuvor waren Berge und Eismassen grausig.) Unsere Beschränktheit ist, trotz gewaltig erweiterter Wahrnehmungsmöglichkeiten, heute genauso eine Tatsache wie zur Zeit der flachen Erde, welche wir belächeln mögen. Und deshalb bleibt Kuhns Frage so umstritten wie auch aktuell, denn es wäre peinlich und letztlich wohl auch selbstzerstörerisch, könnten wir unsere eigenen Wahrnehmungsgrenzen – es sind nicht bloss «Defizite», wie es manchmal heisst – permanent erkennen und somit auch überschreiten. Was wir als Einzelne und als Gesellschaft für die Wirklichkeit halten, ist lange nicht die ganze Wirklichkeit. Und das ist bestens so. Doch weil es Kuhn gerade um Grenzdurchbrechungen von Wirklichkeiten ging, wird nochmals deutlich, dass mit dem

Wort Paradigmenwechsel nicht vom neuen Leitbild in der Suchtprävention oder dem Führungswechsel beim FC Basel die Rede sein kann, wie es in den Zeitungen manchmal geschieht. Dürfen wir dann aber einen Paradigmenwechsel in der Landwirtschaft fordern?

Die Landwirtschaft selbst könnte ein Paradigma genannt werden, allerdings durch die Ausweitung des Kuhnschen Beobachtungsfeldes ins Totale des sozial-gesellschaftlichen Daseins. In der Herleitung menschlicher Zivilisation wird bekanntlich gerne die Vorstellung von «ursprünglichen Jägern und Sammlern» geweckt, wobei dann erst der Ackerbau die Sesshaftigkeit – und die Bauern – ermöglichte. Dieser Schritt in die Agrikultur (erstmal wohl im heutigen Siedlungsgebiet der Kurden vor ca. 12 000 Jahren, in Mitteleuropa vor ca. 5000 Jahren), wird als der Wendepunkt empfunden, dem sich unsere gegenwärtige Zivilisation verdankt. Wir Heutigen wären im «Paradigma» der Jäger und Sammler (oder als nomadisierende Hirten) gemäss dieser Vorstellung nicht möglich gewesen.

Über abweichende historische Sichtweisen oder die Rollenverteilungen von Frauen und Männern in dieser Entwicklungsgeschichte, wie auch über die Frage, ob wir heute eine sesshafte Kultur seien, müssen wir uns hier nicht auslassen. Hingegen sollte deutlich geworden sein, dass man in der gelebten Gegenwart weder für die Wissenschaft noch für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung feststellen kann, wo genau man innerhalb eines paradigmatischen Umbruchs steht. Die Distanz und der Überblick fehlen, erst in historischer Perspektive wird es möglich, über grosse Umbrüche – eben die Ablösung eines Paradigmas durch das nächste – zu befinden. Deshalb ist das Reden und Schreiben über einen gerade ablaufenden Paradigmenwechsel eher Ausdruck des **Wunsches**, selber an etwas Grossem teilzuhaben, und weniger die Folgerung aus einer verbindlichen Analyse. Doch gehen wir einmal davon aus, dass auch Wünsche ihre Berechtigung und tieferen Gründe haben können. Wo diese in der Landwirtschaft wurzeln könnten, das soll Thema in der nächsten Ausgabe sein. ●

¹ Kuhn, Thomas S. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Suhrkamp TB (1969/*The Structure of Scientific Revolutions* 1962)

Mit dem Land wirten

Ueli Tobler. Der ausführliche Artikel von Bernhard Heindl¹ hat mich sehr angesprochen. Er nimmt Überlegungen auf, mit denen ich mich seit Jahren auseinandersetze.

In meinem Büchlein «Elemente des Lebens»² versuche ich, im Wort «Landwirtschaft» das Berechnende zurückzunehmen und die emotionale Seite in den Vordergrund zu rücken. So komme ich auf den Begriff *mit dem Land wirten*.

Mit dem Land wirten kann in zwei Richtungen verstanden werden:

1. Das Land betrachte ich als meinen Gast, dem ich Sorgfalt und Freundlichkeit zuwende.
2. Ich bin der Gast des Landes und benehme mich wie ein anständiger Gast. Der hinterlässt keine offenen Rechnungen und versteckten Schäden.

Was heisst *mit dem Land wirten*?

So leben und arbeiten und so die Freizeit gestalten, dass viel Raum bleibt für das Lebendige; die Natur und ihre Gestaltung, Tiere und Pflanzen. Das Lebendige hat seinen eigenen Rhythmus; sich um Lebendiges zu kümmern ist zeitlich aufwendig.³



Die Arbeitszeit eines Wirtes oder einer Wirtin ist lang. Wirten erfordert eine hohe Präsenz. Wer mit dem Land wirtet leistet Dauerpräsenz. Er oder sie lebt mit dem Land, ist für das Land da. Wer so wirtet und für den Gast da ist, kann nicht jede Minute verrechnen. Dauerpräsenz als Lebenshaltung ist der rational denkenden Wirtschaft fremd.

Sich um Lebendiges zu kümmern ist aufwendig. Ein gutes Beispiel dafür ist die Familie. Rein rechnerisch lohnt es sich nicht, eine Familie zu gründen, Kinder zu haben. Das kostet (zu) viel. Ökonomisch wäre es folgerichtig, wenn möglichst alle Paare diese klugen Überlegungen machen und danach handeln würden. Unsere Gesellschaft ist auf diesem Weg schon recht weit.

Dass eines Tages junge Leute – sogar der Wirtschaft! – fehlen, ist die logische Konsequenz. Wäre es da gescheiter, wenn nicht alle ökonomisch überlegen? Oder alle nicht nur ökonomisch überlegen? Ist *mit dem Land wirten* langfristig doch sinnvoll?

Interessant ist, mit wie vielen andern Menschen das *Wirten mit dem Land* Land-Wirte und Land-Wirtinnen verbindet. Da sind Beispiele von Menschen, die *mit dem Land wirten*:

- der Arbeiter, der Kaninchen hält;
- die Verkäuferin, die ihren Garten pflegt;
- der Manager, der in der Alphütte übernachtet;
- der Schreiner, der einheimisches Holz verarbeitet;
- der Händler, der landwirtschaftliche Produkte aus der Region vermarktet;
- die Studentin, die ihrer Familie auf dem Bauernhof hilft;
- die Hausfrau, die Saison-gerecht einkauft;
- der Computerspezialist, der Zeit und Geld in sein Rustico investiert;
- der Jäger, der den Wald hegen und den Wildbestand kontrollieren hilft.³

Sie alle pflegen und kultivieren, in Beruf oder Freizeit, eine intensive Beziehung zum Land – sie *wirten mit dem Land*. Aus dieser Verbindung könnte ein Bündnis wachsen...

Eine andere sprachliche Möglichkeit, die «Land-Wirtschaft» aus dem ökonomischen Korsett zu befreien und wieder natürlicher wachsen (!) zu lassen, bietet das Wort «Agri-Kultur» an.



«Ager» heisst auf Lateinisch «Acker», «Feld». Spannend wird's beim Wort «Kultur». Dieses leitet sich ab vom lateinischen Wort «colere», dessen Bedeutung mich immer wieder fasziniert. Es kann heissen:

- Ackerbau betreiben
- bebauen, bearbeiten
- wohnen, bewohnen
- Sorge tragen, schmücken
- verpflegen
- üben, pflegen, bewahren, hochhalten
- verehren, anbeten, heilig halten, huldigen
- feiern³

Umfassender und gleichzeitig knapper lässt sich die Aufgabe des Land-Wirtes und der Agri-Kulturin kaum beschreiben.

Französisch (agri-culture), Italienisch (agricoltura) und Englisch (agri-culture) haben gute sprachliche Voraussetzungen, um direkt von der Land-Wirtschaft zum *Wirten mit dem Land* zu gelangen. ●

¹ Kultur und Politik 2/12, S. 3–6: «Zur ursprünglichen Bedeutung des Begriffs Wirtschaft»

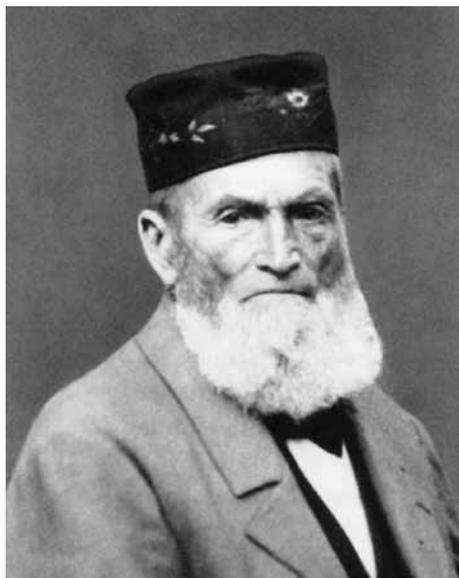
² Ueli Tobler, *Elemente des Lebens, Ethik zwischen Natur und Markt, Theol. Verlag Zürich tvz, 2003, ISBN 3-290-17295-3. Die beiden Zeichnungen sind zwei der zahlreichen Illustrationen von Johann Sonderegger.*

³ *Elemente des Lebens* S. 17

Genossenschaften

Die Genossenschaften, wie wir sie heute kennen, sind ein Produkt aus dem 19. Jahrhundert. Im Ernährungsbereich organisierten sich sowohl Produzenten wie auch Konsumenten in Genossenschaften, eine Bewegung, die im 20. Jahrhundert noch zunahm. Ob Genossenschaften auch eine Zukunft haben, hängt nicht nur von den staatlichen Rahmenbedingungen ab, sondern vor allem auch von den Menschen.

Peter Moser. Vor gut hundert Jahren machte das Schweizerische Bauernsekretariat, die damalige wissenschaftliche Zentralstelle des Bauernverbandes, eine Umfrage zur Herkunft, Rechtsform und Tätigkeit der landwirtschaftlichen Organisationen. Viele Alpengenossenschaften antworteten auf die Frage nach ihrem Gründungsdatum: «schon immer bestanden», «seit Menschengedenken» oder: seit «uralter Zeit». Einige von ihnen hatten in der Tat eine lange Geschichte. Diese reichte zuweilen bis ins 15. Jahrhundert zurück. Allerdings waren die Alpengenossenschaften lange eher Institutionen mit öffentlichem Charakter als Genossenschaften, wie wir sie seit dem 19. Jahrhundert kennen.



Der Landwirt Conrad Schenkel (1834–1917) war Initiant und erster Präsident des VOLG, der als einziger der Genossenschaftsverbände auch mit Konsumgütern handelte. Schenkel war auch aktiv im Schweizerischen Genossenschaftsbund, dem sowohl Konsum- als auch landwirtschaftliche Genossenschaften angehörten. Fotos: Archiv für Agrargeschichte

Milch- und Käseigenossenschaften

Die ersten modernen Genossenschaften, die in grosser Zahl entstanden, waren Milch- und Käseigenossenschaften. Deren Gründung ging mit der Ausdehnung der Hartkäseproduktion von den Alpen ins Mittelland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einher. Im Talgebiet, wo die Viehhaltung vorher nur eine geringe Bedeutung hatte, waren neben der Verbesserung der Futtergrundlage vor allem auch organisatorische Massnahmen nötig, um genügend Milch für die Herstellung von Hartkäse zur Verfügung zu haben. Die ersten zu diesem Zweck gegründeten Milch- und Käse-

reigenossenschaften entstanden am Ende des 18. Jahrhunderts. Ab den 1850er Jahren nahm die Zahl der Neugründungen erstmals stark zu, sodass es vor dem Ersten Weltkrieg schweizweit rund 2800 lokale Milch- und Käse-

genossenschaften gab, in der sich die Milchproduzenten zur gemeinsamen Verarbeitung und Vermarktung der Milch zusammenschlossen hatten.

Landwirtschaftliche Genossenschaften

Parallel zum Ausbau der Milch- und Käseigenossenschaften, die als Milchkäufer und Milchverarbeiter auftraten, erfolgte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Gründung zahlreicher landwirtschaftlicher Genossenschaften im engeren Sinne. 1910 gab es bereits 550 solcher Genossenschaften, vor allem in den sich rasch industrialisierenden Mittellandkantonen Bern, Solothurn, Aargau, Luzern und Zürich. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften funktionierten in der Folge vor allem als Scharnier zwischen der Industrie und der Landwirtschaft. Sie vermittelten ihren Mitgliedern, also den Bauern, Maschinen, Geräte, Futtermittel und Dünger und kauften umgekehrt deren Produkte (Kartoffeln, Getreide, Gemüse), die sie an den sich zunehmend auch genossenschaftlich organisierenden Lebensmittelhandel verkauften.

Schon in den 1880er Jahren hatten die lokalen Genossenschaften begonnen, sich in sogenannten Genossenschaftsverbänden zusammenzuschliessen – in erster Linie, um gemeinsam einzukaufen. Als erster Genossenschaftsverband entstand im Sommer 1886 der VOLG, der Verband Ostschweizerischer Landwirtschaftlicher Genossenschaften; 1889 folgten die Verbände der Landwirtschaftlichen Genossenschaften von Bern und Umgebung (VLGB) und der Zentralschweiz (VLGZ). Bis 1910 gab es gesamtschweizerisch zehn solche Genossenschaftsverbände. Aber auch die lokalen Konsumgenossenschaften, die seit den 1850er Jahren entstanden waren, schlossen sich in dieser Zeit zusammen: 1890 im Verband Schweizerischer Konsumvereine (VSK, seit 1970: Coop).

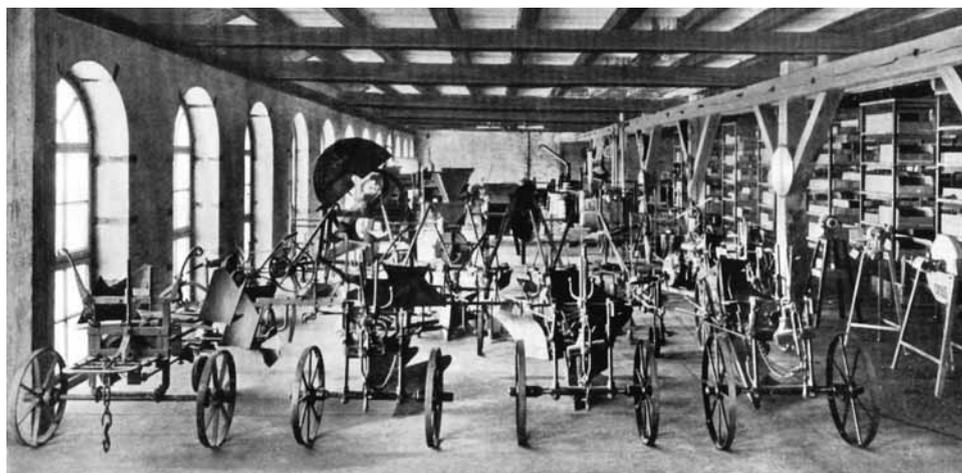
Rechtliche Definition

Auf schweizerischer Ebene erstmals rechtlich geregelt wurden die Genossenschaften im 1881 entstandenen Obligationenrecht (OR). Genossenschaften sind gemäss Art. 828 OR als Körperschaft organisierte Verbindungen, die in der Hauptsache die Förderung oder Sicherung bestimmter wirtschaftlicher Interessen ihrer Mitglieder in gemeinsamer Selbsthilfe bezwecken. Gemäss Art. 830 OR entsteht eine Genossenschaft nach Aufstellung der Statuten und deren Genehmigung in der konstituierenden Versammlung durch Eintragung in das Handelsregister. An der Gründung einer Genossenschaft müssen mindestens sieben Mitglieder beteiligt sein.

Die Genossenschaftsverbände sowohl der Produzenten als auch der Konsumenten waren zuerst vor allem als Importeure tätig. Der VSK führte Kaffee, Reis und andere Kolonialwaren ein, der Verband Landwirtschaftlicher Genossenschaften der Zentralschweiz Geräte, Kunstdünger und Futtermittel. Beide verkauften die importierten Waren via die lokalen Genossenschaften an deren Mitglieder. Der VLZ allein bezog 1894 mehr als 1600 Gabeln, Hauen, Kärste, Rechen usw. direkt aus Amerika, von der Firma Jacson & Cie in Michigan. Aber auch viele Mähmaschinen der Firma Cormick wurden in den USA gekauft. Von Pferden gezogene Mähmaschinen waren im Luzerner Einzelhofgebiet, wo der Ackerbau wegen der Konkurrenz aus Übersee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Futterbau Platz machte, besonders begehrt. Bei der Vermittlung des notwendigen Wissens zum Kauf dieser Geräte und Maschinen spielte Hans Moos, der damalige Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule Sursee und spätere Professor an der ETH, eine wichtige Rolle. Moos hatte 1880 als eidgenössischer Kommissär die Weltausstellung in Chicago besucht und dabei festgestellt, dass die Cormick-Mähmaschinen in Amerika ab Fabrik auf etwa 200 Franken zu stehen kamen, während die schweizerischen Modelle der Firma Aebi in Burgdorf mehr als doppelt so teuer waren. Öffentlich durchgeführte Konkurrenzproben ergaben, dass die original Cormick-Maschine und deren Imitation von Aebi qualitativ in etwa gleichwertig waren. Die Firma Aebi war nun bereit, beim Kauf von 150 Maschinen dem VLZ den Preis auf je 300 Franken zu reduzieren – was wiederum die Vertretung der Cormick-Mähmaschinen veranlasste, den Preis ihrer Mähmaschinen von 420 auf 305 Franken, inkl. Transport in die Schweiz, herabzusetzen. Die erste Globalisierung brachte also nicht nur billiges Getreide in die Schweiz, sondern auch Geräte und Maschinen, die beim Ausbau der schweizerischen Milchproduktion und Käseherstellung für den Export eine wichtige Rolle spielten. Durchgeführt haben diese Geschäfte in erster Linie die Genossenschaften; sie trugen viel dazu bei, dass die schweizerische Landwirtschaft am Ende des 19. Jahrhunderts in die Weltwirtschaft integriert wurde.

Viehzuchtgenossenschaften

Fast gleichzeitig wie die landwirtschaftlichen Genossenschaften entstanden auch viele Viehzuchtgenossenschaften. Sie waren jedoch nicht nur bedeutend zahlreicher, sondern auch viel



Genossenschaftsverbände importierten seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts Maschinen, Geräte sowie Dünge- und Futtermittel direkt aus Übersee und trugen damit viel zur Integration des Agrarsektors in die Industriegesellschaft bei.

gleichmässiger über die ganze Schweiz verteilt. Schon 1910 gab es rund 1000 Viehzuchtgenossenschaften im ganzen Land. Dazu kamen noch fast 50 Pferde- und ebenso viele Schweinezuchtgenossenschaften sowie mehr als 200 Ziegen- und rund 50 Schafzuchtgenossenschaften. Auch die Tierzuchtgenossenschaften schlossen sich in Genossenschaftsverbänden zusammen. Allerdings nicht primär nach geografischen Kriterien, sondern nach der Gattung und Rasse der Tiere. Beim Rindvieh wurde die im 19.

Jahrhundert enorme Vielfalt an lokalen Schlägen auf sogenannte Rassen reduziert. Für vier davon – das Braunvieh, das Simmentaler Fleckvieh, das Freiburger Schwarzfleckvieh und das Eringer Vieh – wurden nationale Zuchtverbände gegründet, die noch heute bestehen. (Wobei sich der Verband für das Freiburger Fleckvieh mit dessen Verdrängung durch die aus Kanada importierten Tiere der Holstein Rasse in den 1960/70er Jahren mit Holstein Schweiz auch einen neuen Namen verpasste.)

Mehr als nur gegen den Zwischenhandel

Produzenten und Konsumenten von Nahrungsmitteln schlossen sich auch, aber bei weitem nicht nur, zur Ausschaltung des Zwischenhandels in Genossenschaften zusammen. Den Produzenten diente die Form der Genossenschaft immer auch zur Organisation und – aufgrund ihrer solidarischen Elemente – zur Abfederung der Produktionsrisiken, die bei der Nutzung lebender Ressourcen (Tiere, Pflanzen) naturbedingt (Wetter, Seuchen, Krankheiten) viel höher sind als bei der Herstellung industrieller Güter. Und für die ursprünglich im Verband Schweizerischer Konsumgenossenschaften (VSK, heute: COOP) organisierten Konsumenten waren Genossenschaften auch wichtig, um sich Kenntnisse über die Produktion von Nahrungsmitteln zu verschaffen. Die vom VSK gegründete Schweizerische Genossenschaft für Gemüsebau beispielsweise war lange der grösste Gemüseproduzent in der Schweiz und bestand bis vor zehn Jahren.

Schon 1898 hatten der VSK und der VLZ zusammen den Schweizerischen Genossenschaftsbund gegründet. Der heftige Streit wegen der Zollfrage um die Jahrhundertwende trieb dann vorübergehend einen Keil in die organisatorische Zusammenarbeit von Produzenten und Konsumenten, sodass der Genossenschaftsbund rasch an Bedeutung verlor und wieder aufgelöst wurde. Doch mit der Schaffung gemeinsam betriebener Verarbeitungsunternehmen, wie den Milchzentralen und Molkereien, vertiefte sich die Zusammenarbeit auf der geschäftsmässigen Ebene trotzdem weiter. Mit der auf Anregung des internationalen Genossenschaftsbundes erfolgten Gründung des *Schweizerischen Ausschusses für Zwischengenossenschaftliche Beziehungen* kam es 1934 erneut zu einem losen organisatorischen Zusammenschluss der Genossenschaftsverbände der Konsumenten und der Produzenten. Im Präsidium wechselten sich Repräsentanten des VSK und der Landwirtschaft ab.

Obst- und Weinbaugenossenschaften

Von grosser Wichtigkeit waren, vor allem in der Ost- und Innerschweiz sowie im Bernbiet und der Romandie, die Obstbau- und Obstverwertungs- sowie die Weinbaugenossenschaften, die ebenfalls schon im 19. Jahrhundert entstanden waren. Dazu kamen zahlreiche Genossenschaften im Verarbeitungsbereich. So beispielsweise die Dreschmaschinen- und Brenneigenossenschaften, in denen sich Bauern zur gemeinsamen Anschaffung der teuren Maschinen und Geräte zusammenschlossen. Genossenschaften spielten zudem auch im Meliorations-, Kredit- und Versicherungswesen eine zentrale Rolle.

Rolle der Genossenschaften im 20. Jahrhundert

Ihre umfassende Bedeutung erlangten die Genossenschaften also im Prozess der Integration der bäuerlichen Landwirtschaft in die Industriegesellschaft im 19. Jahrhundert, den sie prägten und von dem sie ihrerseits geprägt wurden. Vom Ersten Weltkrieg bis in die 1980er Jahre erleichterten die staatlich regulierten Marktordnungen im Ernährungssektor den Ausbau der geschäftsmässigen Beziehungen zwischen den Genossenschaften der Produzenten und der Konsumenten. Die enge Kooperation, die sich auch in einer losen organisatorischen Verbindung manifestierte, trug viel dazu bei, dass sowohl der private Agrar- als auch der Detailhandel in der Schweiz bis heute im Schatten der Genossenschaften stehen.

Wachstum in den 1950er Jahren

Nach dem Wachstumsschub am Ende des 19. Jahrhunderts brachten die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl den Konsumgenossenschaften als auch den seit 1931 in der Vereinigung der landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände lose zusammengeschlossenen Genossenschaftsverbänden erneut ein grosses Wachstum. Mit der Umwandlung der in den 1920er Jahren als Aktiengesellschaft gegründeten Migros in eine Genossenschaft in den 1940er Jahren erhielt der Verband Schweizerischer Konsumvereine (VSK) zwar eine starke Konkurrenz, aber zugleich erfuhr die Genossenschaftsidee auf der Seite der Konsumenten eine massive Aufwertung, sodass die Schweiz bis heute das einzige Land ist, in dem die Konsumgenossenschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht marginalisiert worden sind, sondern, ganz im Gegenteil, den Detailhandel heute sogar dominieren.

Einen wesentlichen Beitrag zum Wachstumsschub der landwirtschaftlichen Genossenschaften leistete die Schaffung der Futtermittelmarke UFA. Im Frühling 1950 beschlossen die Genossenschaftsverbände, in Zukunft die ganze Schweiz mit einem einheitlichen Markenfutter beliefern zu wollen. Dazu riefen sie eine Futtermittelkommission ins Leben, die den Auftrag erhielt, Rezeptvorschriften und eine einheitliche Preisgestaltung auszuarbeiten, eine neutrale Herstellerkontrolle einzuführen und unter dem Namen UFA schweizweit Werbung für das neu zu schaffende Futter zu machen.

Der Kommission gehörten neben Vertretern der Genossenschaftsverbände auch Wissenschaftler wie Herbert Jucker vom Institut für Haustierernährung der ETH an. Trotz dem über die Sprachgrenzen hinweg einprägsamen Namen (UFA war die Abkürzung des französischen Namens der Vereinigung der Genossenschaftsverbände) und der wissenschaftlichen Legitimation der geheim gehaltenen Rezepte, stellte sich der Erfolg aber nicht sofort ein. Erst allmählich gelang es, mit dem UFA-Futter die regionalen Mischfutter zu verdrängen. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre konnte der Umsatz aber fast verdreifacht werden. Dadurch stiegen auch die Einnahmen aus den Konzessionsgebühren, sodass 1958 ein erster Versuchsbetrieb gekauft werden konnte. Für den spektakulären Ausbau der UFA-Futtermittel in den 1960er Jahren verantwortlich war dann die UFA-Genossenschaft, die am 1. Mai die UFA-Futtermittelkommission als Trägerin der Marke UFA ablöste.

In Schwierigkeiten geriet die Genossenschaftsbewegung erst in den 1980er Jahren, als der Migros-Frühling erfolglos versuchte, den orangen Riesen zu demokratisieren. Coop hingegen gelang es, mit einem rigorosen Konzen-

trationsprozess, dem auch viele Mitwirkungsrechte der lokalen Ebene geopfert wurden, sowie einer den Biolandbau geschickt als Werbeträger für das ganze Unternehmen nutzenden Marketingstrategie die schleichende Verdrängung durch die Migros aufzuhalten. Früher als die Migros begann Coop die alten Marktordnungen im Ernährungssektor zu untergraben; zugleich gab man auch die am Ende des Ersten Weltkriegs begonnene Nahrungsmittelproduktion auf eigenen Betrieben wieder auf, um sich ganz auf den Handel zu konzentrieren.

Auf der Seite der Produzenten erleichterten die Agrarreformen der 1990er Jahre gewinnorientierten Akteuren den Marktzutritt. In der Folge fusionierten im landwirtschaftlichen Bereich zahlreiche Genossenschaften, lösten sich auf oder wurden – wie beispielsweise die AVG Galmiz – in Aktiengesellschaften umgewandelt. Doch viele der gewinnorientierten Akteure stagnierten oder sind seither schon wieder verschwunden, sodass die bestehenden Genossenschaften wieder mehr an Bedeutung gewinnen und auch durch neue genossenschaftliche Formen ergänzt werden – so beispielsweise im Rahmen der regionalen Vertragslandwirtschaft, in der die Produzenten und Konsumenten u.a. die Produktionsrisiken teilen.

Mit Genossenschaften können Produzenten und Konsumenten den Zwischenhandel durch Dritte ausschalten. Doch ihr Potenzial ist viel umfassender. Sie sind für Produzenten und Konsumenten auch in Zukunft eine besonders gut geeignete Form zur Gestaltung des Ernährungsbereichs, weil sie ein solidarisches Handeln und einen zukunftsgerichteten Umgang mit den natürlichen Ressourcen nicht nur postulieren, sondern auch ermöglichen und fördern. ●

Wissen über Genossenschaften

Bis jetzt gibt es erstaunlich wenig seriöse Untersuchungen über das Genossenschaftswesen in der Schweiz. Das ist, angesichts der grossen Bedeutung, die ihnen in den letzten anderthalb Jahrhunderten zukam, erstaunlich. Ein Grund, weshalb das so ist, lag bisher an der Unzugänglichkeit eines grossen Teils der Quellen, die das Wirken der Genossenschaften dokumentieren. Zumindest im Bereich der landwirtschaftlichen Genossenschaften hat sich das nun stark verbessert. Das Archiv für Agrargeschichte (AFA) hat nicht nur zahlreiche Archive von Genossenschaften aus dem Milch- und Viehzuchtbereich erschlossen, sondern in jüngster Zeit auch diejenigen der landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände. Die Findmittel, d.h. die Verzeichnisse der Archivalien, können im Online-Portal Quellen zur Agrargeschichte konsultiert werden (vgl. www.agrararchiv.ch).

Bäuerinnen, Bauern und Naturschützer sitzen im gleichen Boot

Naturschutzfachleute und Landwirtschaftspraktiker haben das Heu nicht immer auf der selben Bühne. Trotzdem sind die Chancen gemeinsamer Werte und gemeinsamen Handelns dieser beiden Gruppen gross. In diesem Beitrag wirbt Marcel Liner, Projektleiter Landwirtschaftspolitik bei Pro Natura, für gute Zusammenarbeit statt Missverständnissen aneinander.

Marcel Liner. Im «Kultur und Politik» 2/12 hat Bergbauer Georges Stoffel zu Recht auf die kritische Rolle des Bundes, der Agrarforschung und der Bauernverbände hingewiesen. Denn die massive Intensivierung und Ausräumung der Landschaft durch die Landwirtschaft geht vor allem auf

Empfehlungen der Behörden und Institutionen zurück.

Georges Stoffel liegt jedoch falsch, wenn er im gleichen Artikel den Umweltverbänden vorwirft, sie würden die einzelnen Bauern als Umweltsünder diskreditieren. Pro Natura macht das

Gegenteil: Zwischen mehreren Hundert Bäuerinnen und Bauern in der ganzen Schweiz und Pro Natura gibt es eine sehr konstruktive und befruchtende Zusammenarbeit. In ihrer Schutzgebietsarbeit und in Artenförderungsprojekten arbeitet Pro Natura regelmässig mit Landwirten zusammen. Auch

die Labelproduzenten, darunter die Biobauern, werden von Pro Natura für ihre vorbildliche Arbeit sehr geschätzt und politisch in ihren Anliegen unterstützt. Der einzelne Bauer oder die einzelne Bäuerin kann sich den falschen Anreizen, die das vorgegebene System schafft und die von



Naturschutz- und Bauernblick sind oft verschieden – aber es ist dieselbe Weide.

Fotos: Marcel Liner

Die zentralen Forderungen von Pro Natura an die Agrarpolitik 2014-17

- **Die ökologischen Defizite im Kulturland sind bis 2025 zu beheben.** Angesprochen ist damit die Verwaltung und die Politik, welche aufzeigen müssen, mit welchen Instrumenten und mit welchen Massnahmen die Umweltdefizite behoben werden können. Klar ist, dass die Auswirkungen auf einzelne konventionell überintensiv wirtschaftende Betriebe haben wird. Doch wie die Buchhaltungszahlen zeigen, bedeutet hilfsstoffintensive Wirtschaftsweise nicht unbedingt auch ökonomisch erfolgreiche Wirtschaftsweise.
- **Direktzahlungen dürfen nur für klar definierte und ausgewiesene Leistungen ausgerichtet werden.** Der Bundesrat hat mit der Botschaft Agrarpolitik 2014–2017 eine in die richtige Richtung gehende Vorlage dem Parlament vorgelegt. Pro Natura erwartet, dass das Parlament die Vorlage ohne weitere Abstriche umsetzt. Denn bei dem von Bundesrat und Kommission vorgelegten Reformtempo in der Landwirtschaftspolitik geht es noch Jahrzehnte, bis sich im ökologischen Bereich spürbare Verbesserungen bemerkbar machen werden. So wird als Beispiel der Stickstoffüberschuss aus der Landwirtschaft erst in über 40 Jahren eine biodiversitätsverträgliche Höhe erreichen.
- **Das Einkommen der Bäuerinnen und Bauern muss verbessert werden.** Als wichtigste Massnahme müssen die Fremdkosten gesenkt werden. Die Bäuerinnen und Bauern müssen sich die Fragen stellen: Brauche ich so viele Kühe, Schweine, Hühner im Stall, welche mir durch Kraftfutterzukauf, Tierarztkosten, Stallneubauten, etc. mehr Kosten verursachen als Erlöse einbringen? Braucht mein Acker soviel Kunstdünger und Pestizide? Oder wäre hier mit weniger Tieren, weniger Hilfsstoffen und mehr ökologischen Leistungen finanziell nicht mehr zu erreichen?

den Agrar-Funktionären mit Händen und Füßen verteidigt werden, nur schwer entziehen. Dessen ist sich Pro Natura bewusst. Der Schwarze Peter gehört den Verbandsfunktionären, die ein System stützen, das dem einzelnen Bewirtschafter eines Hofes falsche Anreize liefert.

Der Nationalrat wird in der Septembersession unter dem Stichwort Agrarpolitik 2014-2017 das Landwirtschaftsgesetz beraten (siehe auch Box). Der Bundesrat legt unter anderem ein weiterentwickeltes Direktzahlungssystem vor. Darin sollen die Direktzahlungen besser auf die vom Steuerzahler gewünschten gemeinwirtschaftlichen Leistungen ausgerichtet werden. In der anstehenden Parlamentsberatung wird der tiefe Graben zwischen den rechtsstehenden Landwirtschaftsvertretern im Nationalrat und den Erwartungen von Pro Natura gut sichtbar werden. Das zeigt sich am Beispiel der allgemeinen Tierhaltungsbeiträge.

Der Bundesrat legt mit der Agrarpolitik 2014–2017 einen brauchbaren Kompromissvorschlag vor, um die allgemeinen Tierhaltungsbeiträge durch besser zielgerichtete Beitragskategorien zu ersetzen. Berechnungen des Bundes, aber auch Berechnungen von Pro Natura zeigen, dass die Landwirte mit dem neuen System ohne allgemeine Tierhaltungsbeiträge ein höheres Einkommen bei weniger schädlicher Produktion erzielen könnten. Und was macht der Bauernverband? Er bekämpft diese sinnvolle Anpassung des Systems mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Das kritisiert Pro Natura und nicht den einzelnen Tierhalter.

Ich gehe mit Georges Stoffel einig, ein einzelner Wirtschaftszweig kann nicht die Probleme der ganzen Gesellschaft lösen. Es ist jedoch die Rolle der Umweltverbände, dafür zu sorgen, dass nicht einzelne Individualinteressen auf Kosten der Natur und auf Kosten der Gemeinwohlinteressen durchgesetzt werden. In der Landwirtschaftspolitik einen Beitrag für die Gesundung des Systems zu erreichen, dafür setzt sich Pro Natura ein.

Marcel Liner ist Projektleiter Landwirtschaftspolitik bei Pro Natura. Die Pro Natura Positionen zur Landwirtschaft finden sie unter: www.pronatura.ch/landwirtschaft ●

¹ Siehe zum Beispiel: *Agrarforschung Schweiz* 3 (6): 284–291: Welche Auswirkung hat die Umlagerung der tierbezogenen Direktzahlungen? Mann et al.; 2012.

Der Rütihof von Familie Abt in Bünzen

Obschon sie für schweizerische Verhältnisse einen überdurchschnittlich grossen Betrieb bewirtschaftet, hat Familie Abt in Bünzen AG einiges von dem, was wir vor zwei Jahren in der Möschberg Erklärung als erstrebenswert formuliert haben, schon vor Jahren umgesetzt: Soziale und ökologische Intensivierung sind hier gelebter Alltag.

Werner Scheidegger. Gertrud und Roman Abt-Stänz haben den Rütihof 1981 von Romans Vater gepachtet und 1984 käuflich erworben. Schon damals lebten auf dem Hof mehrere Personen. Die grosse Waldfläche half mit, dass auch im Winter genügend Arbeit vorhanden war.

Roman erzählt, dass sein Vater diverse öffentliche Ämter bekleidet hat und dadurch oft abwesend war. Der Hof sei damals vergleichsweise noch recht traditionell bewirtschaftet worden. Viel Handarbeit und Pferdezug gehörten dazu. «Bei meiner Hofübernahme gab es einen gewaltigen Rationalisierungsschub. Das war ja damals das A und O in der Ausbildung.

Wir haben den Maschinenpark komplett erneuert. Für meine Eltern war das eine technische Revolution. Auf dem in jenen Jahren etablierten technischen Stand sind wir seither fast unverändert geblieben.»

Nach einigen Jahren Integrierter Produktion IP folgte 1990 die «biologische Revolution», die Umstellung auf Bio und in der Folge eine ökologische und soziale Intensivierung:

- Einführung des Feldgemüsebaus
- Legehennenhaltung (2700 Tiere, aufgeteilt in 6 Herden)
- Renaturierung: Anlage von Magerwiesen, Pflanzung von über 200 Hochstammbäumen und 2 km Hecken in Zusammenarbeit mit



Gertrud, Hansjörg und Roman Abt (v.r.n.l.) vor einem Weizenfeld, das Bio-Getreidezüchter Peter Kunz als Vermehrungsfläche unter Praxisbedingungen dient.

Fotos: Werner Scheidegger

dem WWF. 25 % der landw. Nutzfläche sind ökologische Ausgleichsflächen.

- Aufstockung des familienfremden Personalbestandes von 3 auf 7.
- 2011 haben Gertrud und Roman mit Sohn Hansjörg eine Generationengemeinschaft gegründet.

Motive

«**Wie seid ihr überhaupt zum Biolandbau gekommen?**», will ich von Roman wissen.

«Wir waren schon vorher sensibilisiert für ökologische Themen und haben bereits in unseren IP-Jahren versucht, den Boden zu schonen, indem wir Doppelbereifung an unseren Traktoren montierten oder statt Flächen- nur Bandspritzungen applizierten. Doch der entscheidende Augenöffner für mich war Fritz Busser aus Zunzgen. Als ich ihn zum ersten Mal über seine Güllewirtschaft referieren hörte, wusste ich zunächst nicht einmal, dass er Biobauer ist. Aber seine Ausführungen haben mich überzeugt.»

«**Habt ihr den Schritt nie bereut?**»

«Ganz im Gegenteil. Uns fasziniert, dass wir nicht nach irgendwelchen vorgegebenen Rezepten handeln müssen, sondern dass eigenes Denken gefordert ist. *Es gibt uns eine tiefe Befriedigung, mit der Natur zu arbeiten und auch den Erfolg damit zu sehen.* Dass der Kanton Aargau unsere naturnahen Flächen mit Beiträgen honoriert, kommt zur Freude daran noch dazu. Und die gute Nachfrage nach unseren Produkten ist eine Chance und ermöglicht langfristige Verträge mit unseren Abnehmern.»

«**Immer wieder ist die Rede von der «Konventionalisierung» des Biolandbaus. Wie seht ihr das?**»

«Wir spüren, dass der Druck zur Rationalisierung zunimmt. Ein Beispiel: Bei unseren relativ grossen Flächen kommt nur noch die maschinelle Bohnenernte infrage. Aber der Ernteplan des Abnehmers wird am Schreibtisch erstellt, nicht am Feldrand. Da kann es schon vorkommen, dass die Bodenverhältnisse ungünstig sind und sich dadurch die Feldgrösse als Nachteil erweist.

Als unfair dem Biolandbau gegenüber empfinden wir jedoch den Druck, der vom Handel her aufgebaut wird. Es ist nicht nachvollziehbar, dass die Margen im Biosektor höher sein müssen als beim konventionellen Sortiment. Oder als ich neulich in einem Laden ins Gestell mit dem Süssmais griff – es war mit Bio angeschrieben – hatte ich einen konventionellen Kolben in der Hand mit einem ganz andern



Die Felder des Rütihofs erkennt man an den Öko-Nischen: Feldgehölz mit Lesesteinen.

Preis. Solches verunsichert die Konsumenten und untergräbt das Vertrauen. Wir haben den Eindruck, dass nicht alle Beteiligten der Handelskette hinter der Idee stehen. Das kann sich nachteilig auf das Konsumverhalten auswirken, d.h. letztlich auch auf die Umwelt.»

«**Wäre Vertragslandwirtschaft, diese neue Form von Partnerschaft zwischen Bauern und Städtern, für euch ein Thema?**»

«Wir halten die Idee für super, aber begrenzt multiplizierbar. Für einen grossen Teil der möglichen Partnerfamilien wären die Distanzen ein zu grosses Hindernis. Den bestehenden oder geplanten Projekten sollten jedoch keine Hindernisse in den Weg gelegt werden.»

«**Noch eine Frage zum Thema Energie. Habt**

ihr schon Strategien für den Fall, dass der Treibstoff knapp werden sollte?»

«Nicht direkt. Die Pferdeställe wären zwar noch vorhanden und das Know-how auch... Aber die Mäh-, Sä- und Heuertemaschinen sind den Weg alles Irdischen gegangen. Hingegen haben wir ein Projekt mit Fotovoltaik am Laufen und wollen hier einen ersten Beitrag zum Umstieg leisten.»

Der Besucher auf dem Rütihof merkt schnell, dass hier nicht nur mit Verstand, sondern auch mit viel Herzblut Biolandbau betrieben wird. Der Hof ist ein Beispiel dafür, dass auch grössere Flächen kompromisslos ökologisch bewirtschaftet werden können. Zahlreiche

Betriebsdaten

Landw. Nutzfläche inkl. 2,4 ha Pachtland	45,50 ha
Wald	31,45 ha
Ackerland	19,50 ha
· davon Winterweizen	7,50 ha
· Feldgemüse (Süssmais, Drescherbsen, Buschbohnen, Karotten)	12,00 ha
Wiesen und Weiden	16,50 ha
Ökologische Ausgleichsflächen	9,60 ha
Milchkontingent	210 000 l
Legehennen, aufgeteilt in 6 Herden	2700



Der Zuckermais, Abts Hauptkultur im Feldgemüsebau, ist kurz vor der Ernte von einem starken Hagelwetter heimgesucht worden.

bäuerliche und nichtbäuerliche Besucher/innen haben sich anlässlich von Führungen schon davon überzeugen können. **«Bäuerliches» Denken und Handeln ist nicht an die Betriebsgrösse ge-**

bunden. Es liegt vielmehr an den Menschen, wie sie mit Respekt vor der Natur und in Verantwortung gegenüber ihren Abnehmern sich der ihnen gestellten Aufgabe stellen. ●

Auf dem Rütihof lässt sich's gut leben

Dank der grosszügigen ökologischen Ausgleichsflächen können sich hier viele bedrohte Pflanzen und Kleintiere wieder entwickeln. Und weil die Ackerflächen und Wiesen biologisch bewirtschaftet werden, haben diese auch eine Chance, wenn sie ihr «Reservat» verlassen.

Übrigens: Auch den Menschen gefällt es hier: Werner Barmettler arbeitet seit 36 Jahren als Melker auf dem Rütihof! Auch sein Vorgänger, Alfred Lörtscher, arbeitete während 35 Jahren als Melker bis zu seiner Pensionierung bei Familie Abt. Danach arbeitete er noch bis zu seinem 80. Lebensjahr weitere 15 Jahre als Allrounder auf dem Betrieb! Mit dem Betriebsleiter eines Nachbarhofes, der leider selber den Sprung zu Bio nicht wagt, besteht ebenfalls eine jahrelange Zusammenarbeit auf technischem Gebiet. Und die Saisoniers aus der Slowakei kommen schon seit mehreren Jahren immer wieder aus den gleichen Familien. Roman: «Ja, wir haben ein riesiges Glück mit unseren Mitarbeitern!»

Interna

Wendy Peter. Die diesjährige Hauptversammlung fand im Juni im Rahmen des Biomarchés in Zofingen statt und wurde von 18 Mitgliedern besucht. Hier die Neuigkeiten:

In seinem Jahresbericht stellte Bioforum-Präsident Markus Lanfranchi zunächst den neuen Flyer und das Fundraisingkonzept des Bioforums vor, die wir in Zusammenarbeit mit «Innovage», einem Verein von pensionierten Fachkräften, erstellt haben.

Auch dieses Jahr wurden der Präsident und die Geschäftsführerin für verschiedene Vorträge und zu Podiumsdiskussionen eingeladen. Markus Lanfranchi äusserte diesen gegenüber jedoch eine zunehmend kritische Einstellung, da die Frage sei, «ob solche Podiumsgespräche in dem Masse ein Umdenken einleiten, wie die Organisation Energie darin investiert, oder ob der «Selbstzweck» vorherrscht.»

Besonders wichtig für Markus Lanfranchi war die Einladung an die Uni Kassel-Witzenhausen in Deutschland, wo er unser neues Wissensprojekt vorstellen konnte. Dieses Projekt hat Markus Lanfranchi das ganze Jahr über stark beansprucht. Erfreut zeigte sich unser Präsident über die gute Zusammenarbeit mit unserem Beirat und sagte diesbezüglich: «Ich fühle mich privilegiert, einen solchen vielfältigen und interessanten Beirat zur Seite zu haben.»

Am Jahresbeginn hatte die Geschäftsführerin Wendy Peter gekündigt. Zu ihrer Nachfolgerin wurde Daniela Weber aus Altikon gewählt. Aufgrund der langjährigen Tätigkeit bei der SVIL (Schweizerische Vereinigung In-

dustrie und Landwirtschaft) als Assistentin der Geschäftsleitung sowie als kaufmännische Mitarbeiterin bringt Daniela Weber die nötigen Erfahrungen und Qualifikationen für die Stelle als Geschäftsführerin mit.

Zudem veröffentlicht sie regelmässig Artikel zum Thema Landwirtschaft und Ernährung auf dem Informations- und Diskussionsportal www.agrar-info.ch.

Seit dem Wechsel von Nikola Patzel vom Vorstand in den Beirat im März 2010 und Armin Capauls Austritt aus dem Vorstand im März 2011 konzentrierte sich die Arbeit der Vorstände zunehmend bei Präsident und Geschäftsführerin, da zudem drei der verbleibenden fünf Vorstände sehr stark in anderen Verpflichtungen gebunden sind und keine Mehrarbeiten übernehmen können. Zugleich brachte insbesondere Markus Lanfranchis Herzensprojekt «Teilt euer Wissen» (neu: Farmerswiki) weitere Aufgaben mit sich.

Auf der diesjährigen Hauptversammlung konnte der Vorstand wieder auf sieben Mitglieder erweitert werden. Christa Wellauer, Bibliothekarin mit grossem Interesse am biologischen Landbau, und Georg Dällenbach, Landwirt und Agronom ETHZ mit eigenem Hof, stellten sich zur Wahl. Beide wurden mit grossem Applaus gewählt und wir heissen sie herzlich willkommen! Ebenfalls mit grossem Applaus wiedergewählt wurden unsere beiden langjährigen Revisoren Hans-Ruedi Schmutz und Niklaus Wynistorf.

Der Vorstand besteht neu aus folgenden Mitgliedern: Markus Lanfranchi (Präsident), Georg Dällenbach, Christian Gamp, Martin Köchli, Wendy Peter, Franz (Sidi) Sidler und Christa Wellauer. Zur



Daniela Weber und Wendy Peter.

Foto: Werner Scheidegger

besseren Arbeitsaufteilung wurden neue Arbeitsgruppen aus Vorständen und Beiräten gebildet: Fundraising, OK Biogipfel, OK Möschberggespräch und «Teilt euer Wissen».

Auch im Beirat hat es einen Wechsel gegeben. Als Ersatz für Bernhard Heindl, der auf Ende 2011 zurückgetreten ist, konnten wir mit Kaspanaze Simma wiederum einen Vertreter aus Österreich gewinnen. Kaspanaze Simma ist Biobauer und bewirtschaftet zusammen mit seiner Frau Lucia einen Hof in Andelsbuch im Brengenerwald als Selbstversorger. Zudem war er jahrelang als grüner Politiker tätig.

In der nächsten Ausgabe von «Kultur und Politik» werden wir Ihnen Kaspanaze Simma und die neuen Vorstandsmitglieder näher vorstellen.

Für einmal eine erfreuliche Nachricht brachte die Buchhaltung: Nachdem die letzten Geschäftsjahre jeweils mit einem Verlust abgeschlossen haben, können wir uns in diesem Jahr über einen kleinen Gewinn (Fr. 709.53) freuen. Möge dies ein Zeichen neuen Aufwärtstrends am Bioforum sein!

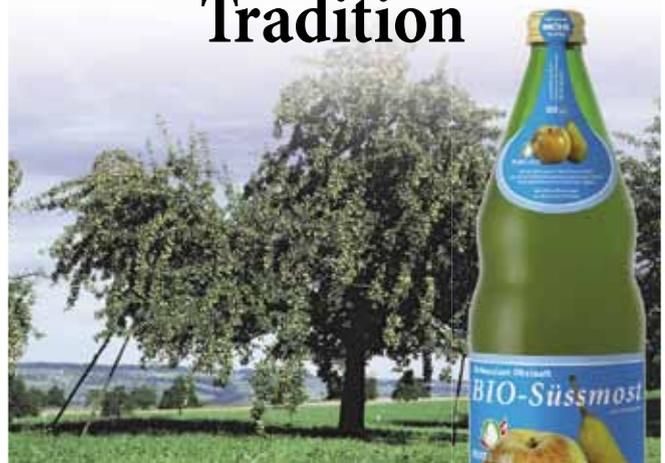
Zum Abschied von Wendy Peter

Werner Scheidegger. *Als du vor acht Jahren die Geschäftsführung des Bioforums von mir übernahmst, stelltest du dich der Leserschaft von «Kultur und Politik» als «spätberufene» Städterin vor, die durch Heirat zur Landwirtschaft und zum Biolandbau gefunden hat. Du schriebst damals, deine Freunde hätten dir schon bei deiner Heirat attestiert, du habest ja schon immer verrückte Dinge gemacht. So könnte man sagen, kam es auf diese weitere «Verrücktheit» auch nicht mehr an, Verantwortung für einen Verein zu übernehmen, der seit seinem nunmehr 90-jährigen Bestehen immer wieder zu hitzigen Diskussionen Anlass gab zwischen den relativ wenigen, die dessen Ziele gut fanden, und den relativ vielen, für die dieser kritische Verein und dessen Exponenten sich bestens als Feindbild eigneten. Zuerst waren das gesellschaftspolitische, später wirtschaftspolitische Themen und schliesslich ab etwa 1950 der Biolandbau, die Emotionen hochgehen liessen. Heute ist der Biolandbau salonfähig geworden. Aber unserem Verein haftet immer noch ein «Stallgeruch» an, der Geruch eines kri-*

tischen Zeitgenossen, der sich nicht mit einfachen Lösungen zu-frieden gibt, der seine eigenen Ziele immer wieder hinterfragt und sie immer in einen grösseren Gesamtzusammenhang stellt. So gesehen hast du ganz gut zu uns gepasst, weil du schon vorher in verschiedenen Netzwerken tätig warst, um nur deine Mandate bei der FAO, beim Farm Women's Network oder bei der Bio Suisse zu nennen. Mit dir und durch dich ist das Bioforum selber zu einem wenn auch winzigen Glied in einem globalen Netzwerk geworden. Du hast frischen Wind in unsere Reihen gebracht, du hast uns mit den österreichischen Bergbauern und mit den Schwarzwälder Bauern vernetzt, durch dich haben wir vor acht Jahren die weltbekannte Vandana Shiva als Referentin für

den Biogipfel gewinnen können, um nur ein markantes Beispiel zu nennen. Oder anders gesagt, dir haben wir es massgeblich zu verdanken, dass das Bioforum eine Ausstrahlung weit über die bio-bäuerlichen Kreise hinaus entfaltet hat. Dafür möchten wir dir heute zu deinem Abschied ganz herzlich danken. Wir überreichen dir zum Dank das bei solchen Anlässen obligate «Couvert». Was es enthält? Einen Gutschein für ein paar Ferientage für dich und deinen Mann Alois in einem Biohotel in Graubünden und einen Betriebs Helfer für diese Zeit. Auch Alois danken wir damit ganz herzlich dafür, dass er dich immer wieder freigestellt hat, so dass du die nötige Arbeitszeit für das Bioforum investieren konntest. ●

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.

Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlensäure-druck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.



Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Telefon 071 447 40 74
www.moehl.ch

Small is beautiful oder Selbstversorgung durch Vielfalt – Teil 2

In zweiten Teil der Hospezi-Saga berichtet Markus Schär, wie die Webers in Trun im Bündnerland ihre Hotelwirtschaft quasi als selbstversorgendes Freilichtmuseum führen.

Wider den Traditionsverlust

Markus Schär. Was die Webers auf ihrem Land machen, hat auch viel mit Raumplanung zu tun. Oder besser gesagt, mit dem Erhalten einer traditionellen Kulturlandschaft. Christian sieht mit grossem Unbehagen, dass das Tal immer mehr überbaut wird. Zweitwohnungsbau an den besten Lagen und auf den fruchtbarsten Böden ist ein Stichwort; grosse Stallneubauten mit betonierten Laufhöfen ein weiteres. Auch die Freizeitgesellschaft bedrängt die Landwirtschaft in der Surselva: drei Golfplätze gibt es in der Talschaft mittlerweile, ein vierter liegt gleich eingangs des Tals. Christian ist besorgt über diese Entwicklung: «Ich sage immer: Wir sind da wegen diesem Land. Dieses Land hat uns durch Jahrhunderte ernährt. Es kann doch nicht sein, dass wir das nicht mehr bebauen.» Der Kultur(land)verlust findet im Kleinen auch vor Ort statt: Wir lau-

fen an einem schönen Fleck Land vorbei, der früher als Garten genutzt wurde. Jetzt ist der Boden kiesbedeckt und dient als Autoparkplatz. «Das ist unsere Gesellschaft. So etwas verkrafte ich fast nicht, da blutet mein Herz! Das ist der ideale Ort für einen Garten, hier ist es sehr früh aper [schneefrei].» Betrachtet Christian das Tal, sieht er die alte Kulturlandschaft zwar noch. Er kennt auch noch das dahinterstehende traditionelle Nutzungssystem. «Es ist noch augenfällig, aber wir brauchen es nicht mehr», stellt er klagend fest.

Traditionelles bäuerliches Handwerk erhalten

Die Webers pflegen den traditionellen Landbau noch. Sie kultivieren z.B. etwas Roggen, Buchweizen, Gerste und Weizen. Christian führt mich in einen Heustock mit einem Dreschgang in der Mitte. «Traditionell sind wir

Bündner Oberländer ja eigentlich Getreidebauern. Darum haben unsere Ställe diese vorgehängten Kornhisten», erklärt er. Das Getreide wird mit der Sichel geerntet, zu Garben geflochten und an den Histen (Brettergestellen) zum Nachreifen aufgehängt. Gedroschen wird mit dem Flegel, gereinigt mit der Windfege – das ist eine handbetriebene Maschine, die mit einem Windrad die Spreu vom Korn trennt. Die Webers zelebrieren die traditionellen Techniken und brauchen die alten Gerätschaften noch. Dahinter steckt auch der Gedanke, dass das Wissen darum nicht verloren gehen darf. Christian kennt die Namen der Gerätschaften auf Deutsch und Romanisch und vermittelt diese den interessierten Gästen stets, wenn er Demonstrationen macht. «Mir geht es darum zu zeigen, dass es das gibt, wie es funktioniert. Und vor allem: dass es möglich ist, mit einfachsten Hilfsmitteln Brot zu machen», erklärt



Das ökokulturelle Berggasthaus.

Fotos: Markus Schär

er. Die Garben bindet Christian nach ursprünglicher Methode und hängt immer auch einen Büschel in der Gaststube auf – nicht nur zur Dekoration, sondern auch, damit sich Gespräche daraus und darum ergeben können.

Wir kommen zu einem Feld mit Winterweizen. Christian bleibt stehen und erzählt mir eine Geschichte dazu. Das Saatgut dieses Weizens habe er von einer alten Frau aus Schlans bekommen, zwei Kilogramm. Davon vermochten gerade mal drei Pflanzen zu spriessen. Im nächsten Jahr säte er das neue Saatgut wieder aus. «Jetzt bin ich dann etwa auf einem Kilogramm Korn. Ich möchte gerne dieser alten Frau noch ein Kilogramm Mehl aus ihrem alten Getreide schenken, bevor sie stirbt. Sie muss halt noch ein bisschen durchhalten.» Auch mit der Pflege und Nutzung der alten Hochstammobstbäume auf den Wiesen erhalten die Webers die traditionelle Kulturlandschaft. Und versorgen sich von ihnen mit Früchten, Saft und saurem Most, und ihre Schweine mit Trester.

Jede Tätigkeit ist multifunktional

Angesichts des (agri)kulturellen Verlusts in seiner Umgebung ist die Empörung von Christian nachvollziehbar. Die treibende Kraft des Öko-Bauern und Wirtes ist allerdings Begeisterung und Leidenschaft. Diese flammen immer wieder auf, wenn Christian von seiner Tätigkeit erzählt. Etwa dann, wenn er berichtet, wie vielseitig seine Arbeit sei und wie viele positive, nützliche Aspekte sie beinhalte. «Multifunktionalität» würde das BLW dies wohl nennen. Der Sortengarten z. B. sei vieles zugleich: Arbeitsort von ihm und Ursula; Lebensmittellieferant für sie und ihre Gäste, Biotop für sämtliche Bewohner, Samenlieferant für Pro Specie Rara und Erlebniswelt für die Gäste. Überall haben die Webers Stein tafeln mit den Namen der Pflanzen und Tiere platziert, um diese ihren Gästen näherzubringen. Die «Multifunktionalität» scheint Christian überallhin zu begleiten, selbst auf die winterlichen Spaziergänge mit dem Hund, wo er stets den Fuchsschwanz – und nicht die Motorsäge! – mit dabei habe, um jeweils zwei, drei zukünftige Zaunpfähle zu erlegen. «So hast du in zehn Tagen dreissig Pfähle. Die Zweige gebe ich den Geissen. Und im Winter bleibe ich fit.» Multifunktionalität eben.

Vielfalt als Notwendigkeit

Gegen Ende des Rundgangs kommt Christian auf einen der Grundgedanken seines und Ursulas Lebens zu sprechen: Selbstversorgung

vor Ort in möglichst geschlossenen Kreisläufen. Primär leben von dem, was das Land hergibt. «Es geht darum, die Lebensräume zu nutzen, die es uns ermöglichen, uns übers Jahr zu ernähren», erklärt Christian. Die Vielfalt der Produktion und der Nutzung hat für den Selbstversorger nicht nur einen ästhetischen und einen ökologischen Wert, sondern ist vor allem ertragsichernd. «Wenn du hier in dieser Randregion leben und überleben willst, musst du viele Standbeine haben. Das ist eine Notwendigkeit», weiss Christian. Ohne Geld funktioniert in unserer Gesellschaft aber auch ein Selbstversorgerhof nicht. Christian gibt unumwunden zu: «Wir müssen auch schauen, dass wir das Geld, das ein Haus, ein Hof und ein Leben für zwei Personen kosten, irgendwie zusammenbekommen.» Das gelingt Christian und Ursula nur dank der strikten Wertschöpfung vor Ort: durch die handwerkliche Verarbeitung der Lebensmittel und die Bewirtung und Beherbergung von Gästen. «Die Gastronomie und die Hotellerie sind einfach unsere Verkaufsläden. Wir haben Produktion, Veredelung und Verkauf unter einem Dach. Und machen die ganze Administration selber. Aber die Grundlage unseres Wirtschaftens, das sind die drei Hektaren Boden, die wir hier besitzen.» Dabei finden Christian und Ursula, dass sie in der «Produktion» von Lebensmitteln ebenso wie in der Veredelung derselben ein gutes Niveau erreicht haben: «Unsere Küche ist auf einem relativ hohen Niveau. Und das ganze zu Konditionen, die durchaus bezahlbar sind», sagt der Selbstversorger nicht ohne Stolz.

Christian sagt, dass die Selbstversorgung sein Denken und seine Wertvorstellungen stark verändert habe. Seine Gedankenwelt und Lebensweise seien für viele Leute nicht verständlich: «Nicht mal unsere Eltern verstehen wirklich, was wir hier seit 13 Jahren machen. Und die kommen nicht aus Banker-Kreisen, sondern aus der Landwirtschaft. Mein Vater war auch Bauer, und er kann bis heute nicht verstehen, wieso ich unseren Schafen den Schwanz nicht abschneide.» Insofern macht sich Christian auch nicht allzu viele Illusionen: Seine selbstversorgenden Anliegen haben in unserer Wegwerf- und Überflussgesellschaft einen schweren Stand. Denn viele Leute hätten die grundlegende Problematik unserer ausbeutenden und raubbäuerischen Wirtschaftsweise noch nicht wirklich erkannt.

Aus Prinzip verzichten die Webers auch auf Direktzahlungen. Selbstversorgung und Abhängigkeit von staatlichen Geldern passen für Christian nicht gut zusammen. Er, der «gerne»



Seltenes Essen dient dem Sortenerhalt.

die gegenwärtige Entwicklung in der Landwirtschaft kritisiert, will sich ausserdem nicht dem Vorwurf aussetzen, sie lebten auf Kosten der öffentlichen Hand. Christian stellt klar: «Ich anerkenne die Leistungen unserer Landwirtschaft. Viele Bauern arbeiten hart, haben ein kleines Einkommen und erfahren für ihre Leistungen kaum Wertschätzung. Aber vieles liegt halt schon im Argen, und das kommt nicht immer nur von den anderen, sondern auch aus der Landwirtschaft selbst.» Ohne den Bezug von Direktzahlungen ist es für Christian einfacher, z. B. die unsinnigen Grossstallbauten oder den massiven Kraftfüttereinsatz in der Milchproduktion zu kritisieren.

Insularer nachhaltiger Konsum für das gute Gewissen?

Ich frage Christian, wer denn die Gäste seien, die sich von ihnen bewirten und beherbergen lassen. Kommen da nicht einfach Gutmenschen mit Geld, die es verstehen nachhaltig zu prassen und ein Bedürfnis nach einer harmonischen Gegenwart haben? Christian kommt zuerst auf die Preispolitik im Hospezi zu sprechen: «Wir sind nicht irgendwo da oben mit unseren Preisen, aber wir sind logischerweise auch nicht im Tiefpreissegment, wollen das ganz bewusst nicht sein. Was bekommt der Bauer heute für den Liter Milch? 60 bis 70 Rappen? Das ist doch keine Relation», empört sich Christian. Aber klar, «Landleben»-RomantikerInnen mit einem kaum nachhaltigen Alltag seien auch bei ihnen anzutreffen. Schliesslich gäben sie sich ja auch Mühe, ein etwas romantisches Bauernambiente zu vermitteln. Es sei aber nicht so, dass regelmässig ein Porsche vor dem Restaurant parkieren



Das wird ein Mistbeet.

würde. Die meisten ihrer Gäste seien sehr wohl an ihrer Lebens- und Arbeitsweise interessiert. «Es kamen auch schon junge Biobauern zu uns, weil sie gehört hatten, dass wir seit 13 Jahren ohne staatliche Unterstützung ein Landwirtschaftskonzept betreiben. Andere wollen sehen, was wir unter Selbstversorgung verstehen und wissen, wie wir das praktizieren.» Viele Gäste stossen durch Mund-zu-Mund-Propaganda, durch Artikel in Ökozeitschriften wie «Bioterra» oder durch den «umweltfreundlichen Hotelführer» auf das Hospezi. «Schlechte Jahre» oder die «starke Währung» kümmern die Webers nicht, sie sind «krisenresistent». Aufgrund der kapitalextensiven und idealismusintensiven Wirtschaftsweise von Christian und Ursula bekommt das Hospezi die konjunkturellen Schwankungen in der Gastronomie und in der Hotellerie nicht zu spüren.

Dass man im Hospezi keine Speisekarte vorgesetzt bekommt, gehört zur Logik der Selbstversorgungslandwirtschaft. Der Allzeitverfügbarkeit und der Scheindiversität in konventionellen Restaurants setzen die Webers die saisonale Vielfalt in *einem* Menu entgegen. Mal vegetarisch, mal mit Fleisch – aber «eben nicht Fleisch fressen wie blöd», wie in Restaurants oftmals üblich. Christian sagt, dass wenn er den Gästen die Gründe für die Beschränkung des Angebots erläutere, diese es meistens verstünden. «Aber eben: Von 100 [fiktiven] Gästen kommen ja nur zwei ins Hospezi. 98 interessieren sich gar nicht für uns. Und wir richten uns auch nicht an diese 98.» Spätestens wenn die Speisen aufgetragen und gekostet werden, dürften die realen Gäste nicht mehr von einer «Entmündigung des Konsumenten» sprechen.

Idealismus mit Selbstausbeutung?

Wie schafft man es, zu zweit (immerhin mit tatkräftiger Unterstützung von Verwandten und

lernwilligen Interessierten) einen derart vielfältigen und handarbeitsintensiven Selbstversorgerhof mit handwerklicher Verarbeitung, Restaurant und Hotel am Laufen zu halten? Ist das nicht mit Selbstausbeutung und Raubbau am eigenen Körper verbunden? Christian gibt unumwunden zu, dass die Arbeitstage im Hospezi lang sind, bis zu 16 Stunden im Sommer. Aber die Arbeit des Selbstversorgers sei wenig entfremdet: «Für mich sind zwei Stunden jäten nicht unbedingt schaffen. Ich mache das gerne und kann mich dabei auch erholen. Und zuschauen, wie alles wächst. Oder diesen Roggen mit der Sichel ernten – das ist nicht unbedingt Arbeit für mich». Christian teilt das vorherrschende Verständnis von Arbeit in unserer Gesellschaft nicht: entfremdete, sinnentleerte Arbeit als gesellschaftlicher Zwang, konsumierender Erholungsimperativ als Funktion von Ersterem. «Arbeit-Freizeit, Arbeit-Ferien. Was soll das? Das sehe ich nicht so», sagt der Selbstversorger.

Aber Christian ist sich schon bewusst, dass sein Engagement an einem gesunden, robusten, relativ jungen Körper hängt. «Wir haben alle nur ein paar Jahre, wo wir das machen können. Die [körperlich] aktiven Jahre sind für uns alle limitiert. Aber solange mein Körper etwas leisten kann, kann ich etwas aus ihm herausholen. Und ich fühle mich recht fit und wohl bei dem, was ich mache». Und werde es dereinst nicht mehr gehen, müsse man halt kürzer treten und einen anderen Weg suchen – «dazu sind wir eigentlich alle gezwungen in unserem Leben», sinniert Christian. Wenn seine Arbeit etwas mit Raubbau am eigenen Körper zu tun habe, dann stecke dahinter vor allem die wirtschaftliche Realität: «Wenn du zwei Leute anstellst [und anständig entlohnen willst], dann kommst du [als Hotel-Restaurant mit Selbstversorgung] nicht ins dreizehnte Jahr.» Dieser Befund von Christian spricht weniger gegen die Wirtschaftsweise der Webers, als vielmehr gegen die herrschenden ökonomischen Bedingungen.

Am Schluss nochmals zurück zum Anfang – um den Kreislauf zu schliessen: Bereits bei meinem ersten Anblick des Hospezis streifte mich der Gedanke: «Das wird sicher wieder ein Hofporträt voller Begeisterung, so idyllisch wie das hier alles ausschaut». Das ist es wohl geworden. Aber aus gutem Grund, wie ich hoffe. Eine Bestechung dazu war nicht nötig. Sollte ich dennoch bestochen worden sein, dann höchstens mit den äusserst anregenden Gedanken und Ansichten von Christian Weber. ●

Lieber unbekannter Leserbriefschreiber...

Anonyme Briefe landen normalerweise im Papierkorb. Wenn wir hier für einmal eine Ausnahme machen, so ganz einfach, weil sich der ganz unnötigerweise ungenannt sein wollende Briefschreiber mit seinem Votum auf die Plattform begibt, die «Kultur und Politik» sein will. Werner Scheidegger antwortet ihm und lädt ihn damit ein, sich zu erkennen zu geben und mit dem Bioforum in ein konstruktives (Streit)gespräch zu treten.

Poststempel Diegten, 10. 4. 2012

An das Bioforum Schweiz

Betrifft: Stellungnahme des Beirats zur aktuellen Lage des Bioforums (Kultur und Politik 1/12)

Punkt 1: In der Schweiz von «industriemässiger-grossbetrieblicher Erzeugung von Biolebensmitteln» zu sprechen, verkennt die fast ausschliesslich bäuerliche Produktion in der Schweiz. Im Vergleich zur «Subsistenzwirtschaft», welche das Bioforum die Schweiz betreffend ins Spiel bringt – es für keine «Utopie hält?! – ist jeder bäuerliche Betrieb ein Grossbetrieb.

Punkt 2: Etwas mehr Bescheidenheit und weniger Selbstüberschätzung käme dem sich für «Spitzengespräche» mit der Bio Suisse anbietenden Bioforum besser zu stehen. Bio Suisse ist nicht die «grosse Tochter» vom Bioforum.

Punkt 3: Die weniger werdenden Bauern können sich so nicht mit dem Bioforum identifizieren. Kleinstbetriebe, Nischenbetriebe, Hobbybetriebe, Stadtgärtner, Subsistenzwirtschaften und «Zehntausende kritische Zeitgenossen», die nicht von der Landwirtschaft leben müssen, vielleicht eher.

Punkt 4: Das Bild mit dem von drei Pferden gezogenen modernen Traktorladewagen, sinnbildlich für die Möschberg Erklärung, kommt «klar und unmissverständlich zu den LeserInnen hinüber».

Punkt 5: siehe Punkt 1. Mit «zehntausenden» Konsumenten – die als «kritische Zeitgenossen» selbstverständlich theoretisch wissen, wie richtige Landwirtschaft zu betreiben ist – als Verbündete gegen die (Gross-)Bauern, die als eine kleine Minderheit tagtäglich praktisch Primärproduktion für alle andern betreiben?

Punkt 6: Die AP 2017 ist ein wichtiger Meilenstein, für den wir uns mit allen Kräften einsetzen müssen, wenn uns eine Ökologisierung der Landwirtschaft am Herzen liegt. Das Bioforum glänzt mit Nicht-Beachtung dieses hochaktuellen politischen Kampfes und hat Wichtigeres zu tun, «im Gegensatz zu vielen anderen Organisationen», ist es zu Grösserem berufen – wie über «grundsätzliche Fragen und <grosse> Themen» zu debattieren.

Der Inhalt der Webseite des Bioforums mit «Teilt euer Wissen» zeigt, wo das Bioforum steht. Die grosse Zeit des Bioforums ist definitiv abgelaufen.

Entschuldigung, dass mein Hof sich nicht in kleine Betriebe oder viele Subsistenzwirtschaften umwandeln lässt. Das ist leider eine intellektuelle Utopie, verspielte Kopfarbeit am Computer, ohne sich die Hände schmutzig machen zu müssen.

Ein nach Punkt 1 dem Bioforum nicht mehr genehmer Bauer.

Lieber unbekannter Briefschreiber

Um auf deinen Brief einzugehen wäre es schön, ein Gesicht oder wenigstens einen Namen vor dem inneren Auge zu haben. Aber ich möchte dir gleich vorweg sagen, dass du dem Bioforum auch dann genehm bist, wenn du denkst, dessen «Utopien» nicht zu entsprechen. Unseren Vereinsnamen haben wir nämlich seinerzeit bewusst gewählt. Ein Forum ist ein Ort, an dem jeder seine Meinung einbringen kann, unabhängig davon, ob diese der gerade vorherrschenden Denkrichtung der aktuellen Vereinsakteure entspricht. Ein Blick in die nunmehr 90-jährige Vereinsgeschichte zeigt, dass diese Geschichte von sehr pointiert denkenden und handelnden Menschen geprägt worden ist und dass gerade deshalb der europäische Biolandbau vom Möschberg aus massgeblich mitgeprägt worden ist.

Nun aber zu einigen deiner Kritikpunkte im Einzelnen.

1. Ich bin mit dir einverstanden, dass die meisten Schweizer Bauernhöfe als «bäuerlich» oder als Familienbetriebe bezeichnet werden können, wobei dieser Begriff sehr dehnbar ausgelegt wird. Ich habe mir seinerzeit von Manfred Bötsch (ex BLW) sagen lassen, dass in USA das Wort Familienbetrieb mehr die Besitzverhältnisse bezeichnet als die Betriebs-

grösse. Wir müssten also zuerst die Begriffe klären, bevor wir urteilen. Nur, die Art und Weise, wie wir heute Ackerbau betreiben, unterscheidet sich von der industriemässig-grossbetrieblichen Erzeugung oft nur noch durch die Grösse des Traktors und die Arbeitsbreite der angehängten Maschinen.

Welch hitzigen Diskussionen haben wir doch vor Jahren zum Beispiel über die Tierhaltung geführt! Alle Tierschützer wurden als Spinner und Fantasten abgekanzelt (auch von uns Biobauern!), ihre Anliegen als utopisch und nicht umsetzbar bezeichnet. Dabei fehlte es meist gar nicht am guten Willen oder an der Einsicht, aber schlicht und einfach am Geld, um einen baulich noch intakten Stall (schon wieder) umzubauen. Aber für eine Sau auf einem Vollspaltenboden ohne Auslauf macht es keinen grossen Unterschied, ob sie ihr Leben auf einem Hof mit 10 oder 10000 Artgenossinnen verbringt. So gesehen kann manchmal auch auf einem Kleinbetrieb «industriemässig» produziert werden.

2. Apropos Bescheidenheit. Juristisch gesehen ist die Bio Suisse natürlich nicht die grosse Tochter des Bioforums. Aber Exponenten des Bioforums haben den Boden, nicht nur in der Schweiz, massgeblich mit vorbereitet, dass es zur Gründung grösserer Verbände überhaupt kommen konnte. Und Mitglieder des Bioforums haben die Bio Suisse vor und nach deren Gründung entscheidend mitgeprägt. Das gleiche gilt für Bioland und Bio Austria. So ganz daneben sind wir mit dem Begriff grosse Tochter eben doch nicht.

3. Wie schon angedeutet waren wir vom Bioforum zusammen mit allen andern Biobauern die längste Zeit Aussenseiter, bis uns allmählich von verschiedener Seite applaudiert wurde. Die vielen neuen Kleinst-, Nischen- und Hobbybetriebe mögen bei uns in der reichen Schweiz nostalgisch anmuten. In Kuba oder Griechenland und in der Dritten Welt sowieso können sie eine Frage des Überlebens sein. Und, nebenbei gesagt, für mich das zentrale Argument für eine starke Landwirtschaft; nicht nur zehntausende kritische Zeitgenossen, sondern alle Menschen auf der Welt leben letztlich von uns Bäuerinnen und Bauern. Und dass pro Fläche auf Kleinbetrieben mehr produziert wird als auf grossen, ist schon lange bekannt. So gesehen sind wir mit dem Anliegen «mehr Menschen aufs Land» nicht so daneben, wie es auf den ersten Blick aussehen mag.

4. Vor diesem Hintergrund kann der von Pferden gezogene Ladewagen schon etwas weniger absurd anmuten. Damit sage ich nicht,

das sei die Zukunft, aber ein Denkanstoss in eine Richtung, zu der möglicherweise nicht nur die Landwirtschaft, sondern unsere ganze Gesellschaft in absehbarer Zeit gezwungen wird, wenn uns das Erdöl ausgeht. Köbi Weiss hat uns, zu unser aller Erstaunen, vorgerechnet, dass die moderne Landwirtschaft unter dem Strich ein energetisches Nullsummenspiel, wenn nicht sogar ein Verlustgeschäft ist. Solche Berechnungen haben andere vor ihm auch schon angestellt, mit dem gleichen Ergebnis. Es zu widerlegen dürfte nicht ganz einfach sein.

5. Das alles ahnen wir zusammen mit Tausenden kritischen Zeitgenossen mehr als wir es wissen und mit Fakten belegen können. Es ist kein Ruhmesblatt für uns und unsere Berufsorganisationen, dass wir und sie uns/sich ständig gegen kritische Fragen aus Konsumentensicht wehren, statt in ihnen Kunden und Verbündete zu sehen und mit ihnen in einen konstruktiven Dialog zu treten. Werbesprüche wie «Gut gibt's die Schweizer Bauern» sind zwar richtig und gut gemeint, aber absolut nichtssagend. Die Milch und der Weizen sind nämlich auf beiden Seiten des Rheins dieselben. Wenn wir es nicht gut finden, in einigen Jahrzehnten ein Stadtstaat zu sein, ist eine Grundsatzdiskussion nötig, die weit über AP 2017 hinausreicht. Einverstanden, zu diesem Thema sollte sich das Bioforum auch vernehmen lassen. Leider fehlen uns meist das Geld und das Personal dazu.

6. Ein grundsätzliches Missverständnis müsste auch noch diskutiert werden. Subsistenz ist nicht gleichzusetzen mit Selbstversorgerlandwirtschaft. Das müsste eigentlich aus diversen Artikeln in K+P deutlich hervorgegangen sein.

7. Niemand von uns hat je gefordert, die grösseren Betriebe in viele kleine umzuwandeln. Aber wir wehren uns gegen die Forderung, alle kleinen zu Gunsten der grossen Betriebe aufzugeben. Das ist weder volkswirtschaftlich noch gesellschaftspolitisch sinnvoll und könnte genauso als intellektuelle Utopie und verspielte Kopfarbeit am Computer apostrophiert werden.

Dein Fazit, dem Bioforum nicht mehr genehm zu sein, stimmt in keiner Art und Weise. Ganz im Gegenteil. Wir brauchen Menschen, die sich aus unterschiedlichen Blickrichtungen in die Diskussion einbringen und mit uns zusammen um gangbare Wege für die Zukunft ringen. Mit den Möschberg-Gesprächen, am Biogipfel und mit Kultur + Politik bieten wir drei dafür bestens geeignete Plattformen. Schade, dass du dich hinter der Anonymität verbirgst. ●

Worzle fasse

Wett e Baum sy wo Fröcht treid
ned es Redli wo dreiet
wett e Buur sy wo melcht
ond wo egget ond säiet

Wett e Mönsch sy wo merkt
wenn er d'Worzle verlüürt
wo merkt, wenn er chalt wird
ond ennedra gfrüürt

Es Redli cha ned wachse
cha keini Worzle schloh
s dreht om di eignig Achse
cha niene secher schtoh

Es Redli cha ned wachse
cha ned zom blüehie cho
s dreht om di eignig Achse
cha nie ond nie lo goh

Es Redli cha ned wachse
cha ned zom träge cho
s dreht om die eignig Achse
muess emmer leer do stoh

Drom fass doch muetig Worzle
ond schpräng die Gfangeschaft
lass falschi Träum lo überporzle
schöpf os der Liebi d'Chraft

«Es Fläschli Geischtigs»
Gedecht vom Martin Köchli

Wurzeln fassen

Möchte Baum sein der Früchte trägt
nicht ein Rädchen das dreht
möchte Bauer sein der melkt
und eggt und sät

Wollt ein Mensch sein der merkt
wenn er Wurzeln verliert
der merkt, wenn er kalt wird
und innen drin friert

Ein Rädchen kann nicht wachsen
kann keine Wurzeln schlagen
s' dreht um die eignen Achsen
kann niemals etwas wagen

Ein Rädchen kann nicht wachsen
kann nie zum Blüh'n gelangen
s' dreht um die eignen Achsen
ist stets in sich gefangen

Ein Rädchen kann nicht wachsen
kann nie voll Früchte steh'n
s' dreht um die eignen Achsen
muss stets leer weiter dreh' n

Drum fasse mutig Wurzeln
spreng die Gefangenschaft!
lass falsche Träume purzeln
schöpf aus der Liebe Kraft!

Übersetzung:
Claudia Capaul und Martin Köchli



Die Biodiversität des Bioforums

Welch ein Sommer! Bereits sind die Heustöcke voll, die Fruchtbäume ächzen unter ihrer süssen Last, in den Gärten ernteten wir bis Ende August bereits mehr Tomaten wie im ganzen letzten Jahr. Auch die Tiere geniessen diese Fülle an Futter, die Schweine sind demnächst schlachtreif und auch die Milchschafe haben eine ausserordentlich futterreiche Alpsaison!



Markus Lanfranchi. Noch lange könnte ich von glänzendblauen Trauben schwärmen, unsere Honigernte rühmen oder über unsere bevorstehende Nuss- und Kastanienernte spekulieren! Und dennoch – immer wieder stellen Berufskollegen, speziell solche mit grösseren und einseitigeren Betrieben, meine Kompetenz als Bauer in Frage: mit meinen knapp 10 Hektaren Nutzfläche, etwas Obst und Reben, kleinen Äckerchen, mit bloss ein paar Dutzend Milchschafe – und dann nicht einmal einer Hochleistungsrasse – bin ich keiner von ihnen, mit nur zwei Schweinemüttern, dazu noch Wollschweinen – bestimmt kein Schweinezüchter! Maschinen habe ich eh keine teuren – das Urteil ist klar: ein «Chüngeli-buur» (Karnickelbauer)! Dabei haben wir doch genug von allem – weder Überschüsse noch die Erträge übersteigende Betriebskosten. So sollte Landwirtschaft doch eigentlich sein und so macht Landwirtschaft auch grosse Freude!

Bioforum schaut nach vorn

Ganz ähnlich wird unser Bioforum wahrgenommen: Ein bunter Strauss von landwirtschaftlich interessierten Menschen, welche

sich nicht mit der gegenwärtigen Realpolitik in Sachen Landwirtschaft zufriedengeben und «auf Teufel komm raus» Wachstum predigen. Der visionäre Blick in eine zukunftsfähige Lebensmittelproduktion ist unser Tummelfeld, immer mit dem Anspruch, die Erde zu verbessern und unseren Nachkommen beste Voraussetzungen zu hinterlassen. Ganz im Sinne des Zitats, dessen sich Bio Suisse-Chef Urs Brändli in diesem Heft bedient: «Wir haben das Land nicht von unseren Vätern geerbt, sondern von unseren Kindern entlehnt». Die Vorstellung von unserem Vorstandsmitglied Franz Sidler und seinem Hof vervollständigt das Bild einer Bewegung, welcher nicht an oberflächlichem Glanz gelegen ist, sondern an ein nachhaltiges und zukunftsorientiertes Generationenprojekt anknüpft.

Zuweilen wird uns der Vorwurf gemacht, dass wir uns zu wenig um landwirtschaftliche Realpolitik kümmern, wie dies unser anonymes Briefeschreiber (seine Wahl, anonym zu schreiben, verrät wohl seine Unsicherheit!) im Bezug auf AP 2017 bemerkt. Natürlich haben auch wir diese Vernehmlassung studiert und

festgestellt, dass es sich hier im Gesamten um einen Verteilungskampf von Bundesgeldern handelt, bei dem sich die meisten Bauernorganisationen für ihre Klientel ins Zeug legen. Jedenfalls grinst einem beim Lesen dieser Vernehmlassung das Paradigma «höher, grösser, schneller, mehr, und dies alles bitte ökologisch!» entgegen, welches uns grosse Sorgen bereitet. Als praktizierende Bauern wissen wir genau, dass jedes Wachstum einmal zu Ende ist, nach dem «Werden» unweigerlich das «Vergehen» kommt und letztlich alles wieder zu Erde wird.

Genau diese zeitlose Gesetzmässigkeit drängt uns dazu, immer neue Utopien zu entwerfen – und zu realisieren.

Wir stellen die unangenehmen Fragen, für welche sich keine Institution verantwortlich fühlt, hinterfragen dabei unser eigenes Tun und kommen dank unserer Konstellation von schlauen Bauern, Wissenschaftern und Forschern aller Couleure und Reputationen zu brandheissen Schlüssen! Genauso wie es unsere Vordenker seit der Gründung unserer Bewegung taten. ●

Bitte vormerken

19. Möschberg-Gespräch, 4. und 5. Februar 2013

Beginn: Montag, 9 Uhr. Ende: Dienstag, 16 Uhr.
Das Thema wird in der nächsten Nummer bekanntgegeben.

« $\frac{1}{3}$ Verschwendung satt haben»

Veranstaltung am 12. Oktober, anlässlich des Welternährungstags, 13.00 bis 21.15 Uhr

Laut FAO gelangen weltweit ein Drittel aller Lebensmittel zwischen Acker und Gabel in den Müll oder verrotten in Lagern. Niemand befürwortet das und doch geschieht es. Eine Schande. Wer kann was unternehmen, um diese Verschwendung zu verkleinern?

www.fhnw.ch/technik/ign/veranstaltungen

Campus Windisch der FHNW, Aula Klosterzelgstrasse 2, 5210 Windisch, 5 Gehminuten vom Bahnhof Brugg. Preis der Tagung (inklusive Verpflegung): Fr. 50.–, Studierende 25.–; Nur Film Fr. 10.– (Fr. 5.–).

Weitere Infos und Anmeldung: welternaehrung.technik@fhnw.ch, 056 222 15 17 (Thomas Gröbly)
Eine weitere Veranstaltung zum Thema Lebensmittelverschwendung wird am 18. und 19. Oktober auf dem Waisenhausplatz in Bern stattfinden, organisiert von BLW und DEZA unter dem Patronat des Schweizerischen FAO-Komitees.

Idee: Ernten für die menschliche Ernährung verwenden

np. Die grösste je gemessene Sommerhitzetrockenheit in den USA bringt den Maisfarmern dort den grössten Gewinn aller Zeiten: durch die Kombination von Ernteausfallversicherungen und hochschnellendem Agrosprit-Rohstoffpreis. Nestlé-Chef Brabeck fordert nun, dass ab sofort essbare Ernten nicht mehr zu Agrodiesel gemacht werden dürften. – Auch beim Weizen steigen die Preise. Der deutsche Mineralölverband lehnte aber die Forderung des WWF, keinen Weizen mehr in die Tanks zu füllen, ab: Es seien ja nur 3% der deutschen Ernte.

Deutschland wird 2012 auch aufgrund der zunehmenden Spritmais- und -rapsproduktion erstmals seit Langem wieder zum Nettoimporteur von Getreide.

Quelle: Meldungen auf Spiegel Online

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 67. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Die Geschäftsstelle des Bioforums hat gewechselt

Neu: Daniela Weber

Im Obstgarten 7, 8479 Altikon

Telefon 079 380 31 14

Fax 044 302 89 20

daniela.weber@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Markus Schär, Wendy Peter, Nikola Patzel, Werner Scheidegger
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:

Claudia Capaul, Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 079 380 31 14 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:

SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Layout und Druck:

Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 4/12:

15. November 2012

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir abonniere/n «Kultur und Politik» und werde(n) automatisch auch Mitglied des Bioforums Schweiz

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Daniela Weber, Im Obstgarten 7, 8479 Altikon